



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Die Nutzungsaspekte von Gemeinschaftsgärten in
Wien mit Schwerpunkt auf den Selbstversorgeraspekt
und die erfolgreiche sowie ressourcenschonende
Bewirtschaftung von Gemeingütern“

verfasst von

Sophia-Elen Jungbauer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Naturwissenschaften (Mag.rer.nat.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 442

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Anthropologie

Betreut von:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Harald Wilfing

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angeführten Quellen nicht benutzt und die aus den verwendeten Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Wien, am _____ Unterschrift: _____

Diese Arbeit ist meinen Eltern gewidmet, die mich auf meinem Lebensweg immer bedingungslos unterstützt haben. Ohne ihre moralische Unterstützung, ihr Verständnis und vor allem ihre Liebe, hätte ich diese Herausforderung sicher nicht so gut gemeistert.

Ich bedanke mich bei meiner großen Schwester, die mich durch behutsame und fürsorgliche Zurechtweisungen nicht von meinem Weg abkommen ließ.

Ausdrücklicher Dank gilt meinem Freund, dessen liebevolle Ermutigungen mich stets zum Weitermachen motivierten und auf dessen Beistand ich unablässig vertrauen darf.

Danken möchte ich jenen beiden Frauen, die mir kompetente Ratschläge nahelegten.

Auch meinen beiden Freundinnen und Studienkolleginnen danke ich für ihre Anregungen und Vorschläge.

Mein besonderer Dank gilt Herrn Univ.-Prof. Dr. Harald Wilfing, der durch seine großartige fachliche Betreuung und Unterstützung mein Interesse für das wissenschaftliche Arbeiten weckte und somit zum Gelingen dieser Arbeit wesentlich beitrug.

Vielen Dank!

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	5
2. Gemeinschaftsgärten	8
2.1 Geschichte der Gemeinschaftsgärten	11
2.2 Arten von Gemeinschaftsgärten	18
2.2.1 Gemeinschaftsgärten – Community Gardens	18
2.2.2 Nachbarschaftsgärten	18
2.2.3 Interkulturelle Gärten	19
2.2.4 Urbane Bauernhöfe – City Farms	19
2.2.5 Guerilla Gardening	20
2.3 Bottom-Up Stadtentwicklung	20
3. Gemeingüter – Commons	23
3.1 Problematik der Gemeingüter	28
3.2 Erfolgreiche Bewirtschaftung von Gemeingütern	30
4. Methode	35
4.1 Sample	35
4.2 Datenerhebungsmethode	35
4.3 Datenanalyse	38
5. Empirische Ergebnisse	41
5.1 Motive für die Nutzung eines Gemeinschaftsgartens	41
5.2 Nutzungsinteresse der GemeinschaftsgärtnerInnen	44
5.3 Vordergründige Nutzung: Gemüseanbau	47
5.4 Ausmaß der Selbstversorgung durch den Gemeinschaftsgarten	48
5.5 Gründe für das Funktionieren des Gemeinschaftsgartens als gemeinschaftliche Organisation	50
5.5.1 Kommunikation und Teilnahme als gemeinschaftliche Stärke	52
5.5.2 Mangelnde Gemeinschaft als Schattenseite/Schwäche in der Gemeinschaft	53
5.6 Zufriedenheit als Komponente einer funktionierenden Gemeinschaft	54
5.6.1 Liberalität zwischen den Nutzern und Nutzerinnen	58
5.6.2 Kommunikation als Schlüssel zur Konfliktlösung	60

5.6.3 Austausch und Gemeinschaftsaktivitäten als Basis für den Aufbau eines Wir-Gefühls	63
5.7 Ressourcenschonendes Teilen und Nutzen eines Gemeingutes	66
5.7.1 Kommunikation und Regeln für konfliktfrei bzw. konfliktbewältigend betriebene Allmende	69
5.8 Gemeinschaftsgärten als zukunftssträchtige Idee begrenzt durch öffentliche Raumnutzung	72
5.8.1 Selbstversorgung als flächen- und zeitlich bedingt nebensächlicher Aspekt des Gärtnerns	75
5.8.2 Gemeinschaftsgüter in Zukunft	77
6. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen	81
Literaturverzeichnis	89
Anhang	96
Kodierungsliste	96
Abstract.....	98
Abstract.....	99
Lebenslauf	100

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Baumstruktur (Quelle: Eigene Darstellung).....	40
---	----

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: InterviewpartnerInnen (Quelle: Eigene Darstellung).....	36
Tabelle 2: Kodierungsliste (Quelle: Eigene Darstellung).....	96

Abkürzungsverzeichnis

GESIBA.....	Gemeinnützige Siedlungs- und Bauaktiengesellschaft
NGO.....	Non-Governmental Organization
UN-HABITAT.....	United Nations Human Settlements Programme
UN.....	United Nations

1. Einleitung

Im Zuge von weltweit zu beobachtenden Urbanisierungstendenzen geraten Gemeinschaftsgärten und damit die grüne Mitgestaltung der Stadt immer mehr in den Blickpunkt des Interesses. Die Bevölkerung möchte sich ein kleines Stückchen Stadt aneignen, Kreativität zeigen und Verantwortung übernehmen (Ruep, 2012). Gärtnern bietet die Möglichkeit der Erholung und Selbstverwirklichung und stellt für die meisten einen Gegensatz zum Alltag dar. Es steht auch für ein Verlangen nach Natürlichkeit und Unmittelbarkeit, denn Community Gardens sind Orte, an denen Natur wieder erfahrbar gemacht wird und gesunde Lebensmittel angebaut werden (Jungblut, 2012; Roedig, 2012). Menschen unterschiedlichen Alters, mit verschiedenen ethnisch-kulturellen Hintergründen und aus diversen sozialen Milieus dienen sie als Begegnungsstätte. Ihre Mitwirker können sich an der Aufwertung des Bezirks beteiligen und somit den öffentlichen Raum beleben.

Urban Gardening dient als Experimentierfeld für Zukunftsthemen, wie etwa neuen Wohlstandmodellen, der interkulturellen Begegnung, der Bedeutung von Teilhabe und sinnvoller Beschäftigung in einer Postwachstumsgesellschaft. Es stellt sich zudem die Frage, wie Ernährung künftig aussehen kann (Jungblut, 2012). Durch die sich ständig vergrößernde Abhängigkeit von der Nahrungsmittelindustrie geht der Bezug zu Lebensmitteln verloren und man findet sich in einer künstlichen Konsumwelt wieder (Aussage von Chi-Ho zitiert in Standard, 2012). In solchen Drucksituationen – seien sie politischer, gesellschaftlicher oder wirtschaftlicher Natur – widmen sich Menschen verstärkt dem Grünraum und bauen ihr eigenes Obst und Gemüse an. Gärtnern ist daher ein seismografischer Indikator für eine Krise und auch Ausdruck, um sich von den Zumutungen der Zivilisation zu isolieren (Aussage von Krasny zitiert in Standard, 2012).

Urbane Kleinbauern wollen sich Unabhängigkeit durch Eigenversorgung sichern und einen Beitrag zur Schonung der Umwelt leisten. Der Selbstversorgeraspekt setzt ein Zeichen gegen die Nahrungsmittelindustrie und wehrt sich gegen eine Welt, in der alles vorgefertigt, verpackt und abstrakt ist. Im digitalen Zeitalter wird vermehrt nach Bodenhaftung gesucht, die ihren Ausdruck im Pflanzen und Ernten zu finden scheint (Aussage von Klement zitiert in Standard, 2012; Rauterberg,

2012). Das Wissen darüber, wie ein Produkt entsteht, ist ausschlaggebend für die Zufriedenheit, die damit assoziiert wird (Aussage von Hagemann zitiert in Zeit, 2011). Zu lernen, wie man mit Lebensmitteln umgeht, hat besonders für Kinder und Jugendliche große Bedeutung, denn Gärtnern bringt Handlungsmacht darüber hervor, wie wir unsere gemeinsame Zukunft gestalten wollen (Aussage von Krasny zitiert in Standard, 2012). Gartenarbeit kann daher auch als Reaktion auf die totale Flexibilität gesehen werden, die vor allem von jungen Menschen verlangt wird. Es wird versucht, sich von traditionellen Wirtschaftskreisläufen abzukapseln und städtische Ressourcen neu zu nutzen (Haeming, 2010; Aussage von Müller zitiert in Zeit, 2010).

Die vernünftige Gestaltung der Ressourcennutzung von Gemeinschaftsgärten als Gemeingut stellt eine schwierige Aufgabe dar. In diesem Zusammenhang gelten Regeln, die von den NutzerInnen gemeinsam aufgestellt und eingehalten werden, als unumgänglich. Ist jedem der Zugang zu einer natürlichen Ressource gewährt, läuft sie Gefahr, übernutzt oder überhaupt zerstört zu werden. Eine Theorie besagt, dass jede der Allgemeinheit zur Verfügung stehende Ressource durch zu viele Menschen der Übernutzung zum Opfer fällt. Da der Mensch als Nutzenmaximierer immer nur den größten möglichen Gewinn erwirtschaften will und die dadurch entstandenen Kosten auf das Gemeingut ablädt, werden Pflege und Erhalt der Allmenderessource vernachlässigt. Der Ruin der Gemeinschaft und damit einhergehend der eigene Ruin sind somit vorprogrammiert. Die gegenläufige Theorie meint, dass Ressourcen, welche der gemeinsamen Nutzung unterliegen, mitnichten für jeden frei zugänglich sind. Nachhaltig zu wirtschaften ist in funktionierenden, durch klare Grenzen definierten, eigens bestimmten Regelwerken möglich. Genaue Beobachtung, Gelegenheit zur Kommunikation, Aufbau von Vertrauen, gemeinsames Entwickeln von Regeln und Sanktionen, bedacht sein auf Monitoring (Kontrolle und Überwachung) sowie bei nur einseitiger Kooperation Ausstiegsmöglichkeiten zur Verfügung stellen sind demnach ausschlaggebend für gelungene Ressourcennutzung und Bewirtschaftung von Gemeingütern (Ostrom, 2011).

Das Ziel dieser Studie ist es, die Nutzungsaspekte der Gemeinschaftsgärten in Wien mit Schwerpunkt auf den Selbstversorgeraspekt zu ermitteln. Außerdem soll

im Rahmen der Commons-Debatte untersucht werden, inwiefern Gemeingüter erfolgreich bzw. nicht erfolgreich betrieben und ihre Ressourcen vernünftig genutzt werden können.

Der Beantwortung dieser Forschungsfrage dienen Interviews als primäre Datenquelle. Die Interviews werden mit Gärtnern und Gärtnerinnen aus Gemeinschaftsgärten geführt. Die Datenerhebungsmethode umfasst 15 semi-strukturierte Interviews mit 3 GärtnerInnen vom Gemeinschaftsgarten Arenbergpark im 3. Wiener Gemeindebezirk, 2 GärtnerInnen vom Tigergarten im 8. Wiener Gemeindebezirk, 1 GärtnerIn vom Grätzlgarten 9 aus dem 9. Wiener Gemeindebezirk, 2 GärtnerInnen vom Nachbarschaftsgarten Heigerlein im 16. Wiener Gemeindebezirk und 7 GärtnerInnen vom Gemeinschaftsgarten Das Feld im 21. Wiener Gemeindebezirk. Die Auswertung der Gespräche erfolgt mit Hilfe der qualitativen Inhaltsanalyse, weshalb eine schriftliche Transkription der Interviews erstellt wird.

Nach der einführenden Betrachtung bietet das zweite Kapitel erläuternde Fakten über Gemeinschaftsgärten, gefolgt von einem historischen Rückblick und einer kurzen Darstellung der verschiedenen Arten von Gemeinschaftsgärten. Zudem wird die Stadtentwicklung von unten (Bottom-Up Stadtentwicklung) beleuchtet. Anschließend wird näher auf Gemeingüter (Commons), ihre Problematik sowie den erfolgreichen Umgang mit Allmenden eingegangen. Das vierte Kapitel dient der Beschreibung der verwendeten Methode. Die aus den Interviews hervorgehenden/abgeleiteten empirischen Ergebnisse werden im fünften Kapitel erläutert. Eine Zusammenfassung und Schlussfolgerungen, basierend auf den gewonnenen Erkenntnissen, sollen den Abschluss der Arbeit vervollständigen.

2. Gemeinschaftsgärten

Von einer Gruppe von Menschen bewirtschaftet, ist in einem Gemeinschaftsgarten nicht nur das Gärtnern an sich von Wichtigkeit. Eine bedeutende Rolle spielt auch das gemeinsame Prägen eines Stadtteils, die Zusammenarbeit, Chance auf Partizipation, Kommunikation und durch gemeinsames Handeln ein Gemeinschaftsbewusstsein zu entwickeln. Meistens befindet sich das Territorium eines Gemeinschaftsgartens in öffentlicher Trägerschaft, also in jener von Städten, Kommunen, Stiftungen, Vereinen bzw. Kirchen. Damit eine Gruppe einen solchen Garten schließlich nutzen kann, wird häufig ein Vertrag aufgesetzt. Es gibt einzelne Parzellen für den persönlichen Anbau und je nach Platzverhältnissen und Begehren der NutzerInnen auch eine gemeinschaftlich genutzte Fläche (Gartenpolylog, 2009).

Den Drang danach, die Hände in die Erde zu stecken, erfahren zur Zeit immer mehr Bürgerinnen und Bürger in vielen Städten der Welt. Auch in Wien ist der Hunger nach Grünem noch lange nicht gestillt. Darum fördert sogar die rot-grüne Stadtregierung das Initiieren von Gemeinschaftsgärten (Winroither, 2012). Die Wiener Grünen gehen überdies so weit, das Öffnen nicht genutzter Grünflächen zu verlangen, um auf öffentlichem Raum Gemüse anbauen zu können (Stemmer, 2009). Zudem unterstützt die Stadt Wien unter bestimmten Voraussetzungen die Gründung eines Gemeinschaftsgartens: Als Vertragspartner muss ein Trägerverein agieren, mit den Grundstückseigentümern muss ein Nutzungsabkommen geschlossen werden – eine Geltungsdauer von zumindest drei Jahren wird empfohlen – der Garten muss der Öffentlichkeit Zugang bieten – z.B. durch festgelegte Öffnungszeiten – und es bedarf der Zustimmung des jeweiligen Bezirksvorstands. Als zentrale Anlaufstelle für Belangen rund um einen Gemeinschaftsgarten gelten fernerhin die Wiener Stadtgärten (MA 42) (Fernsebner-Kokert, 2011).

In den meisten Fällen ist die Verschönerung und Bereicherung des Lebens in der Stadt sowie das Schaffen neuer Gemeinschaften vordergründiges Motiv für das urbane Gärtnern (Jungblut, 2012). Das Bedürfnis, sich zu „erden“ und unmittelbar zu sehen, was man mit den eigenen Händen bewirken kann, ist für viele

ausschlaggebender Faktor, um sich an einem Gartenprojekt zu beteiligen (Haeming, 2010; Aussage von Müller zitiert in Zeit, 2010). Die tatsächliche Subsistenzwirtschaft und ihre Erträge werden oft nur als zweitrangig betrachtet. Mit den neuen Modellen der Community Gardens möchte man auf globale Herausforderungen und städtische Defizite, wie Umweltprobleme, Ernährungskrisen, Isolation, mangelnde Freiräume und Vereinzelung, aufmerksam machen (Jungblut, 2012). Durch das Gärtnern in der Stadt soll urbaner Raum von unten politisch angeeignet werden („Landnahmen im urbanen Raum“) (Roedig, 2012). Die städtische Landwirtschaft kann folglich auch als eine Art urbaner Protest betrachtet werden, dem Menschen beitreten, die „Stadtsehnsucht“ verspüren (Aussage von Shaw zitiert in Zeit, 2010). Sehnsucht nach Nachbarschaft und danach, sich durch Teilhabe und Mitbestimmung partizipativ an einem Projekt zu beteiligen (Al-Kattib, 2010; Haeming, 2010). Einige gehen sogar so weit, es als einen Krieg gegen städtische Verwahrlosung und Ignoranz zu bezeichnen (Uhlmann, 2010).

Während heute bei den verschiedenen europäischen Gartenmodellen nicht blanke Not, sondern politischer Kampf und wachsende Zuneigung zum Grün die Intention sind, ist die Situation in den Community Gardens Amerikas oft eine andere (Kongs, 2011; Roedig, 2012). Gerade in Low Income Countries bzw. Gegenden steht der Selbstversorgeraspekt und damit die Deckung der Vorräte im Vordergrund. Detroit (Michigan) etwa war einst aufgrund der dort ansässigen Autofirmen eine boomende Metropole. Als die Unternehmen später jedoch die Stadt verließen, stieg die Zahl der Arbeitslosen und der leer stehenden, unbebauten Grundstücke rapide an (Kongs, 2011). Die letzte große Supermarktkette verabschiedete sich vor sechs Jahren aus der Stadt. Nahrung konnte man daher entweder bei der nächsten Tankstelle – bei der sich das Sortiment auf Tiefkühlpizza, Donuts und ein paar Äpfel beschränkte – oder aber in Fastfood-Restaurants kaufen (Braun, 2011). Als Reaktion auf den kritischen Zustand begann die Bevölkerung Baulücken durch Gemeinschaftsgärten zu ersetzen und mit urbaner Landwirtschaft die Lebensmitteleinöde zu bekämpfen (Kongs, 2011).

Doch nicht nur Amerika bietet Menschen durch die Erzeugung von Nahrungsmitteln Hilfe. Auch Havanna (Kuba), Porto Alegre (Brasilien), Ma Shi Po

(Hongkong), Quebradas de Quito in Mexiko City (Mexiko), Ljubljana (Slowenien) und etliche andere zeigen Initiative mit ihren unterschiedlichen, ideenreichen grünen Projekten (Krasny, 2012).

Als soziale und politische Handlungsräume im Kleinformaat befassen sich urbane Gärten zum einen mit der Gemeinschaft und zum anderen mit der Öffentlichkeit (Al-Kattib, 2010; Schmidt, 2009). Den Beteiligten geht es darum, bei der Entwicklung der Stadt mitzuwirken, die urbane Isolation aufzuheben und dörfliche Strukturen herzustellen (Czaja, 2012; Schmidt, 2009). Eingebunden in den Rhythmus der Jahreszeiten suchen Menschen unterschiedlicher Herkunft nach neuer Verwurzelung (Rauterberg, 2012). So entsteht neben der kulturellen Diversität und der biologischen Vielfalt eine bemerkenswerte Biodiversität (Al-Kattib, 2010).

Gemeinschaftsgärten sind Oasen in der Stadt, deren Ziel es ist, einen interkulturellen Begegnungsort, einen Lernort und einen Ort des Wohlbehagens zu vereinen (Aussage von Obojes zitiert in Standard, 2011). Es sind Treffpunkte, an denen Stadt und Agrarwirtschaft ein neues Verhältnis zueinander gefunden haben (Aussage von Kamleithner zitiert in Presse, 2009). Es geht um ökologische Bewusstseinsbildung, um Verantwortung des Einzelnen und darum, mit der Bepflanzung von Erde Veränderung zu symbolisieren. Gemüseanbau dient der eigenen Bereitstellung von Lebensmitteln, aber auch der Steigerung der Lebensqualität und der Verbesserung des Klimas (Isopp, 2009).

Gemeinschaftsgärten hatten seit jeher die Aufgabe, das psychologische Wohlbefinden zu verbessern, soziale Beziehungen zu stützen und die Versorgung durch frische Lebensmittel zu erhöhen (Armstrong, 2000 zitiert nach Francis et al., 1994, Hynes, 1996, Murphy, 1991, Boston Urban Gardeners, 1982). In großen Städten sollten sie der arbeitslosen Bevölkerung Land und technische Unterstützung bieten und der Jugend Bürgerkunde sowie gute Arbeitsgewohnheiten vermitteln (University of Missouri, 2009).

Im Folgenden soll eine Retrospektive in die Vergangenheit Einsicht in das Phänomen der Gemeinschaftsgärten bieten.

2.1 Geschichte der Gemeinschaftsgärten

Richard Gardner appellierte im Jahr 1603 in seinem Buch *Victory Garden* an die englische Bevölkerung, sich in Erwartung einer möglichen Invasion durch Spanien ihre eigene Nahrung in Nutzungsgärten anzubauen (Gardner, 1603). Der Ursprung für die Aufrechterhaltung der Selbstversorgung an der Heimatfront durch die Bevölkerung findet sich also bereits im 17. Jahrhundert, obwohl die Termini *War Garden*, *Victory Garden* oder *Liberty Garden* im englisch-sprachigen Raum meist auf den Ersten und Zweiten Weltkrieg bezogen werden (Krasny, 2012).

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden durch den Anstoß von Landesherren, Fabrikbesitzern, Wohlfahrtsorganisationen und Stadtverwaltungen Armengärten geschaffen, deren zentrale Aufgabe das Entgegenwirken von Hunger und Verarmung war. Das vorherrschende Armenproblem, welches sich auf das emporschnellende Wachstum der Bevölkerung zurückführen ließ, sollte vorrangig bekämpft werden, da das Bruttoinlandsprodukt nicht im gleichen Verhältnis anstieg. Die parzellierten Carlsgärten, die vom Landgrafen Carl von Hessen 1797/98 initiiert wurden, waren eine der ersten Armengärtenanlagen im heutigen Deutschland. Im Jahre 1826 konnte man bereits in 19 Städten Gärten solcher Art vorfinden. Besonders in Berlin entfalteten sich Mitte des 19. Jahrhunderts entlang von Bahngleisen, in Randlagen der Stadt Fabriksgärten, Laubenkolonien des Roten Kreuzes („Rotkreuzgärten“) und der Arbeiterbewegung („Arbeitergärten“) wie auch Gärten der Bahnlandwirtschaft („Eisenbahnergärten“) (Krasny, 2012; Wikipedia, 2013).

Der heutige Johannapark in Leipzig war die Geburtsstätte des ersten Schreberplatzes im Jahre 1865. Der als gemeinschaftlich zu nutzende Freiraum wurde von dem als Genossenschaft mit beschränkter Haftung organisierten Verein verwaltet (Krasny, 2012). Initiator dieses ersten Schrebervereins war Ernst Innozenz Hausschild, ein Schuldirektor, der ihn zusammen mit seinen Schülern und deren Eltern gründete. Es handelte sich dabei um eine Spielwiese mit pädagogischer Betreuung, die Kindern zum Spielen und Turnen diente, während ihre Eltern in einer der Fabriken arbeiteten. Da man ihn nicht als Schul- bzw. Erziehungsverein bezeichnen wollte, benannte man ihn nach dem verstorbenen

Leipziger Arzt und Mitstreiter Hausschildts Moritz Schreber (Wikipedia, 2013). Von der städtischen Grund- und Bodenspekulation ausgeschlossen, entstanden durch die Idee des Lehrers Heinrich Karl Gesell umher dem Schreberplatz später Beete für Kinder zum weiteren Zeitvertreib. Rasch entwickelten sich die Kinderbeete zu Familienbeeten, aus denen sich die Schrebergärten mit ihrer bis heute charakteristischen Form entfalteten (Krasny, 2012; Wikipedia, 2013). Von einem Platz ausgehend, bildeten sich die ihn einschließenden Parzellen, die von Obst- und Gemüseanbau geprägt waren. Bis zur heutigen Zeit wird die Gemeinschaft der Schrebergärtner und Schrebergärtnerinnen von ihnen definiert. Die Raumfigur der individuellen, eingezäunten Parzelle hält im Verlauf der Kleingartenbewegung immer mehr die raumpolitische und kulturelle Wichtigkeit fest. Trotzdem begründete der Platz, bezogen auf den Raum, die Schrebergartenbewegung. Schließlich bildet sich die Idee des Schreberplatzes stufenweise zum Schrebergarten heraus (Krasny, 2012). So wurden die etwa 100 kleinen Gärten von den Eltern betreut und Zäune, Geräteschuppen und Lauben aufgestellt (Wikipedia, 2013). Stadtbürger und Stadtbürgerinnen waren nun dazu befähigt, sich Raum zu verschaffen und ihn eigens zu verwalten. Durch solch einen Garten, welcher seine Befehlsgewalt selbst innehatte, manifestierten sich die politischen Anforderungen der gärtnerischen Handlungsmacht. Nachdem die erste Vereinssatzung 1869 stattfand, breitete sich die Schreberbewegung weiter aus, sodass es bereits 1891 in Leipzig 14 weitere Schrebervereine gab (Krasny, 2012; Wikipedia, 2013).

Dieses ökonomische Modell einer Hegemonie zweifelte das Pachtmonopol des Staates an, denn das Recht auf Grund und Boden wird als demokratisches Recht verstanden. Die durch den Schrebergarten entstandene Selbstorganisation der Bürgerinnen und Bürger kann als historischer Fluchtpunkt für die Anfänge des Hands-on Urbanism gesehen werden, der sich in der unter Industrialisierungsdruck und Modernisierungsschock stehenden Stadt etablierte (Krasny, 2012). Die Barackensiedlung am Rande Berlins – die von den Berlinern spöttisch „Barackia“ genannt wurde und die Obdachlose aus Bauschutt fertigten – kann als weiterer bzw. zweiter historischer Fluchtpunkt der proletarischen Selbstorganisation gesehen werden (Krasny, 2012; Wernicke, 1997). In jenen Obdachlosensiedlungen und Laubenkolonien findet, bezogen auf die Historie des

Hands-on Urbanism, Stadtentwicklung von unten statt. Ohne die Pflichten der Stadt aus den Augen zu verlieren, verfassten und realisierten die Ackerbürgerinnen und -bürger ihr Recht auf Grün. Aufgrund schlechter Versorgung mit Nahrung und teuren Wohnflächen agierten die KleingärtnerInnen informell und eigenständig. Die selbstorganisierte Bewegung von Bauern und Proletariat war eine Reaktion auf die durch die Industrialisierung in die Enge getriebene Stadt. Da die Versorgung durch die Stadt nicht mehr für die gesamte Bevölkerung gewährleistet werden konnte, waren Wohnungsmisere, Hunger, Armut und schließlich städtische Landnahmen die Folge. Um den großen Wohnungsmangel zu lindern, bildeten sich ab 1870 auch Barackensiedlungen aus (Krasny, 2012).

Durch die Niederlassung einfacher BeamtInnen, HandwerkerInnen und FabrikarbeiterInnen auf urbanem Land zählte Berlin um 1900 bereits 40.000 LaubenkolonistInnen. Sie konnten von Baugesellschaften errichtete Kleingartenanlagen für ein Jahr befristet pachten und nutzen. Eine pressante Überlebensstrategie in der Stadt waren die hier vorhandene Landwirtschaft sowie die Kleintierviehzucht. Von zumindest gleichrangiger Bedeutung waren aber auch Gemeinschaftsarbeit und Wohlwollen unter den Laubenkolonistinnen und -kolonisten. Die in Parzellen gegliederten Gärten dienten einerseits dem Anbau von Obst und Gemüse sowie durch das Errichten von Hütten und Lauben als Wohnstätte; zum anderen sollten sie ein Ort der Entspannung und Erholung sein. Hier trafen die Selbsthilfeorganisationen von Bürgertum und Proletariat sowie bürgerliche und proletarisch-anarchische Besetzungen aufeinander, die sich später jeweils zu Vereinen bzw. Verbänden zusammenschlossen. Arbeiter und Arbeiterinnen hausten an der urbanen Randzone in Notunterkünften und erzeugten durch das Ausüben einer Subsistenzwirtschaft als Überlebensstrategie eine urbane Ruralität bzw. rurale Urbanität, einen Spielraum zwischen Stadt und Land. So erwies sich das gärtnerische Anbelangen als mustergültige Handlungsstrategie der Selbsthilfe (Krasny, 2012).

In Wien herrschte seit Mitte des 19. Jahrhunderts Wohnungsknappheit, Hungersnot, Nahrungsmittelrationierung, Streik der Arbeiter und Arbeiterinnen. Die Situation sollte sich zu Ende des Ersten Weltkrieges und der darauffolgenden Nachkriegszeit weiter zuspitzen. Für die Wiesen und Felder, die zuvor als Kaserne

und Exerzierplatz genutzt wurden, gab es nun Stadtplanungsvisionen. Durch sie wollte das gründerzeitlich-unternehmerische Wien sich als Metropole entfalten und Größe demonstrieren. Nach den gescheiterten Vorschlägen Otto Wagners, eine Akademie der bildenden Künste, ein Stadtmuseum oder eine Friedenskirche darauf zu errichten, konnten schließlich die Gärtnerinnen und Gärtner mit ihren Parzellen und kleinen Gartenhäusern überzeugen. Nachdem aus Leipzig die Schrebergartenbewegung nach Wien kam, entstanden ab 1911 teilweise Kleingärten auf dem Areal. Diese dienten während des Ersten Weltkrieges als Kriegsgemüseärten, um der großen Hungersnot entgegenzuwirken und so eine Ressource des Überlebens darzustellen. Denn das Gärtnerische dient in kriegerischen Zeiten und wirtschaftlicher Depression als Eigenhilfe-Methode des Überlebens (Krasny, 2012).

Der Achtstundentag gab der Kleingartenbewegung, die schon bald Stadtränder und Industrieorte mit einschloss, weitere Impulse. Um die errungenen Mußestunden auszunützen und der wirtschaftlichen Notlage Herr zu werden, verbrachten tausende Menschen ihre Zeit im Schrebergarten. Bald zählte Wien 60.000 Kleingärtnerinnen und Kleingärtner, die Gemüse anbauten und Kleintiere züchteten. Da die große Wohnungsnot der damaligen Zeit weiter anhielt, wurden alsbald Wohnhütten auf den Gartengründen aufgestellt (Bauer, 2008). Daraus ging eine Siedlerbewegung hervor, die ab 1918 eine Stadtbewegung von unten veranlasste. Die Siedler verpflichteten sich dazu, ihre durch den Achtstundentag frei gewordene Arbeitszeit zur Beteiligung am Bau zur Verfügung zu stellen. Dieses Vorhaben wurde durch die Siedlergenossenschaft initiiert und sollte die hohen finanziellen Ausgaben des Wohnungsbaus senken. Durch die Bauarbeit der Siedler, die Landnahme im Urbanen ausübten, und der vom Bauarbeiterverband etablierten Produktivgenossenschaft der Bauarbeiter entstanden ganze Häusergruppen von Einfamilienhäusern. Die Baustoffe wurden von der „Gemeinwirtschaftliche Siedlungs- und Baustoffanstalt“ spendiert, die durch den Hauptverband der Siedlungsgenossenschaften, den Staat und der Gemeinde Wien ins Leben gerufen wurde. Für die Abdeckung des verlorenen Bauaufwands sorgten Staat und Gemeinde. Diese Bewegung wurzelte in der Initiative der Massen und zeigt ihren Tatendrang, der durch die Revolution entstand (Bauer, 2008; Krasny, 2012). Wo einst mit vollem Körpereinsatz Land kultiviert wurde,

befindet sich heute die größte Kleingartenanlage Mitteleuropas. Anhand dieses Beispiels einer informellen Stadtentwicklung als Bottom-Up Bewegung („von unten nach oben“), kann das Gärtnerische als Überlebensstrategie in Kriegs- bzw. Krisenzeiten gesehen werden (Krasny, 2012).

Im Jahr 1919 wurde das Gärtnerareal auf der Schmelz in Parzellen eingeteilt und eine Wasserleitung errichtet. Ein Jahr später gründeten die Gärtner und Gärtnerinnen die Freie Vereinigung der Schrebergärten der Zukunft und im Zuge dessen ein Schutzhaus, welches kollektiv genutzt werden sollte. In Arbeiterheimen konnten sich die urbanen Landwirte durch Vorträge über den Bau von Obst und Gemüse weiterbilden. Das Kleingartenwesen ist seit Juli 1919 durch die Kleingarten- und Kleinpachtordnung für das Land Österreich Element der Sozialgesetzgebung und des Sozialrechtes in Österreich (Krasny, 2012).

Durch das Anlegen von Nutzgärten konnte zum einen die Selbstversorgung mit Lebensmitteln, zum anderen auch Wohnfläche gesichert werden. Daraus resultierten Aushandlungsverhältnisse zwischen informeller Selbsthilfe und formeller Verwaltung durch die Stadt. Die Selbsthilfeorganisation der Siedler und Siedlerinnen, das Siedlungsamt, welches von der Gemeinde Wien eingerichtet war, die Gemeinnützige Siedlungs- und Bauaktiengesellschaft (GESIBA) und die Adolf Loos Bauschule sorgten für Veränderung und Stimulierung des Sesshaft-Werdens. Jakob Reumann, der sozialdemokratische Bürgermeister, konzipierte 1919 nach den ersten allgemeinen Wahlen Sozialprogramme für die Stadt, welche Mieterschutzmaßnahmen und Visionen einer Garten-Stadt beinhalteten. Da das Siedeln nun geordnet verlaufen sollte, entstanden dank dem Stadtrat für Sozialpolitik und Gesundheitswesen Gustav Scheu 50 Siedlungsgenossenschaften mit 80 Ortsgruppen. Das ebenfalls durch ihn geschaffene Siedlungsamt wurde ab 1920 dem Verfechter der Gartenstadtidee, Hans Kampffmeyer, zur Betreuung übergeben. Er lancierte das amtliche Grundstücksverzeichnis, das Grundstückskataster, um die Beschaffung der Raumverteilung allgemein verständlich zu machen. Siedlungswesen und Gartenbau gingen mit Stadtentwicklung, Volksbildung und Gesellschaftsvorstellung einher. Als leitender Architekt des Wiener Siedlungsamtes beabsichtige Adolf Loos Siedlungen in Lainz, Hirschstetten und am Heuberg zu bauen. Das Thema Gartenbau war so

aktuell, dass im September 1923 im Wiener Rathaus sogar eine einwöchige Ausstellung über Wiener Kleingärten, Siedlungen und Wohnbau zu besichtigen war. Dort war auch das Kernhaus Typ 7 von Margarete Lihotzky zu sehen, das bei einer städtischen Bildungsaktion verwirklicht wurde (Krasny, 2012).

Siedlerinnen und Siedler begannen allmählich eigene Häuser auf jenem Baugrund zu errichten, der vom Wiener Siedlungsamt den Genossenschaften zur Verfügung gestellt wurde. Die GESIBA übernahm dabei die Vermittlung zwischen kommunaler Verwaltung und Interessen der Genossenschaft. Die Menschen leisteten tausende unentgeltliche Arbeitsstunden für den Hausbau und die Belebung der Infrastruktur, wobei jene von Frauen weniger zählten als jene von Männern. Durch Auslosung wurde erst nach Beendigung der Bauarbeiten entschieden, wer in welches Haus einziehen durfte. Die Unterstützung solcher genossenschaftlicher Siedlungsprojekte wurde durch die Stadt Wien bis zum Jahr 1926 gewährleistet. Die Wohnungsknappheit wurde schließlich durch Gemeindebauten beendet und nicht durch die Siedlungsbewegung, welche Selbstinitiative von unten darstellte und illegale Landnahme betrieb (Krasny, 2012).

Obwohl Gemeinschaftsgärten damals wie heute für multiethnisches städtisches Leben und Ernährungssouveränität stehen, wurden in den Anfängen des Zweiten Weltkrieges Arierparagraphen aufgesetzt und ein „Ahnepass am Gartentor“ verpflichtend (Warnecke, 2001 in Krasny, 2012). Jüdische Bürger hatten keine Möglichkeit mehr, einen Kleingarten zu pachten (Kosbi, 2007). Um die deutsche Bevölkerung aus eigener Kraft ernähren zu können, die „Erzeugungsschlacht“ voranzutreiben und unabhängig vom Weltmarkt zu sein, wurde auch von Kleingärtnerinnen und Kleingärtnern alle Anstrengung abverlangt (Warnecke, 2001 in Krasny, 2012). Politische Bewegungen und soziale Kämpfe wurden unter anderem durch die Tatsache verstärkt, dass Kleingartenanlagen nicht mehr als Erholungsstätte dienten. Durch den nun deutschen Boden sollten sich deutsche Arbeiter selbst versorgen können und durch den erhöhten Anbau von Gemüse einen natürlichen Lebensstil wiedererlangen (Steinhaus, 1933/34 in Kosbi, 2007). Die endgültige Abkoppelung deutscher Familien vom Boden sollte im Sinne des rassistischen Bevölkerungsgedankens und im Sinne von Blut und Boden durch die Tätigkeit in Kleingartensiedlungen und Gärten verhindert werden (Kosbi, 2007).

Laut den Chroniken der Dresdner und Leipziger Kleingartenvereine (in Kosbi, 2007) dienten die Gartenlauben aber auch als Verstecke für „Verfolgte“, die ihnen manche Kleingärtner illegal zur Verfügung stellten. Die Gartenidylle war erloschen und wieder kann der Garten als Seismograf von Krisen gesehen werden (Krasny, 2012).

Nach den grauenhaften Geschehnissen dieses Krieges bekamen viele Familien ein als „Grabeland“ bezeichnetes kleines Stück Erde. Da die Versorgung mit Lebensmitteln ihren Tiefpunkt erreicht hatte, sollte sie durch eigenen Gemüseanbau wieder gewährleistet werden (Kittelmann, 2009). Grabeland ist gärtnerisch verwendetes Land, das in Parzellen eingeteilt ist, von Gemeinden oder der Bahn vergeben und relativ günstig verpachtet wird (Wikipedia, 2013). Der Unterschied zu Kleingärten war, dass man es nur vorübergehend pachtete und unverzüglich kündigen konnte. Zudem durften auf ihm keine Lauben aufgebaut werden, man konnte jedoch Viehzucht betreiben (Lesebuchkreis Altenessen, 1995). Oft handelte es sich um Ödland, das erst mit viel Mühe durch nicht enden wollendes Beseitigen von Steinen anbaufähig gemacht werden musste. In Wien befand sich etwa zwischen dem Hernalser und Dornbacher Friedhof ein solches Grabeland, auf dem die PächterInnen eng nebeneinander arbeiteten (Kittelmann, 2009).

Auch in Amerika wurde während des Zweiten Weltkrieges die Bevölkerung durch Victory Garden Kampagnen dazu ermutigt, Nahrung für den persönlichen Verbrauch und zur „Erholung“ anzupflanzen. Die wenigen verbliebenen Gartenprogramme nach Kriegsende waren Anlass für die Wiedergeburt der amerikanischen Community Gardens in den 1970er Jahren (University of Missouri, 2009). Vor allem jene in New York, die auf brach liegenden Grundstücken entstanden und eine Mixtur aus Gartenanlage, Nachbarschaftsinitiative und Kunstprojekt sind, genießen einen hohen Bekanntheitsgrad (Roedig, 2012). Weitere Projekte nicht-kommerzieller kollektiver Gemeinschaftsgärten, wie Nachbarschaftsgärten, Interkulturelle Gärten, Guerilla Gardening, Schulgärten, City Farms und Kinderbauernhöfe, entwickelten sich in der Folge. Im Gegensatz zu den anfänglichen Gemeinschaftsgärten schließen die heutigen stadtgestalterische,

gärtnerische, ökonomische, ernährungspolitische, soziale und künstlerische Aspekte mit ein (Jungblut, 2012).

2.2 Arten von Gemeinschaftsgärten

So unterschiedlich wie die Pflanzen, die in Gemeinschaftsgärten wachsen und gedeihen, sind auch die Arten der Community Gardens, die sich in den letzten Jahren meist aus der ursprünglichen Idee gebildet haben. Während die einen freien Zutritt gewähren und jedem Interessierten die Möglichkeit des Mitmachens bieten, visieren andere spezielle Zielgruppen – wie Kinder und Jugendliche, Nachbarn und Nachbarinnen oder Menschen mit Migrationshintergrund – an. Die unterschiedlichen Zweige, die sich entfaltet haben, widerspiegeln die spezifischen Interessen ihrer jeweiligen VertreterInnen. Durch die Entwicklung unterschiedlicher Arten von Gemeinschaftsgärten, können diese optimal auf die Bedürfnisse ihrer Nutzergruppen eingehen und Gelegenheit der individuellen Gestaltung des Grünraums bieten.

Die folgende Aufzählung dient der Differenzierung und Beschreibung der Arten von Gemeinschaftsgärten.

2.2.1 Gemeinschaftsgärten – Community Gardens

Dieser übergeordnete Terminus bezeichnet gemeinschaftlich betriebene, hauptsächlich in urbanen Gegenden befindliche Gärten, die fast ausnahmslos von *einer* Nutzergruppe verwendet werden und zum Teil für die Öffentlichkeit zugänglich sind. In diesen grünen Flächen gärtnern AnrainerInnen bzw. NachbarInnen, Schulen, Kindergärten, politische Gruppen, Vereinsgruppen, Kirchen usw. (Jungblut, 2012).

2.2.2 Nachbarschaftsgärten

Von einer Anwohnergemeinschaft ohne spezielle Themenstellung betrieben, findet man diese Gärten in Höfen, zwischen oder vor Wohnhäusern. Sie dienen den Bewohnern der unmittelbaren Umgebung zum Obst- und Gemüseanbau und verschönern und begrünen Innenhöfe sinnvoll (Jungblut, 2012; Stierand, 2010).

2.2.3 Interkulturelle Gärten

Entstanden sind sie unabhängig von den amerikanischen Community Gardens im Jahr 1995 im deutschen Göttingen. Während des Bosnienkrieges (1992 – 1995) fanden dort in einem Beratungszentrum Flüchtlingstreffen statt, bei denen sich herauskristallisierte, dass unter anderem der Verlust ihrer Gärten die Frauen schwer traf. Nachdem man ein passendes Grundstück fand, eröffnete man ein Jahr später den ersten interkulturellen Garten mit sieben mitwirkenden Nationen. Mit Hilfe des Gartens sollten Flüchtlingsfamilien ihr Leben im Exil vernünftig gestalten, Produktivität ausüben und zur gleichen Zeit etwas erwirtschaften können. Durch die Kommunikation in deutscher Sprache, welche die einzige gemeinsame war, förderte der Garten zudem die Integration.

Ziel dieser heute vielfach vorzufindenden Gärten ist die Unterstützung der Völkerverständigung und der Anstoß zum gegenseitigen Lernen (Appel et al., 2011). Sie dienen als Zufluchtsorte, unterstützen einen internationalen Austausch, stellen Bildungsangebote bereit und haben therapeutischen Charakter (Jungblut, 2012). Aus diesem Grund werden immer wieder Vorträge, Sprachkurse sowie Kreativworkshops in den Grünräumen angeboten. Die auch unter der Bezeichnung „Internationale Gärten“ vorkommenden grünen Gemeinschaftsflächen vereinen Menschen verschiedener Kulturen und ermöglichen ihnen den Anbau von Obst- und Gemüsesorten des jeweiligen Heimatlandes. Angefangen als Instrument der Integration, dienen sie heute der Freiraumgestaltung mit dem Schwerpunkt des Zusammenführens von Menschen im Stadtteil und des Schaffens von Begegnungsorten (Appel et al., 2011).

2.2.4 Urbane Bauernhöfe – City Farms

Diese Projekte werden üblicherweise von Gemeinden im Stadtgebiet betrieben und dienen dem Auseinandersetzen sowie Arbeiten mit Pflanzen und Tieren. Dadurch soll die Gemeinschaft gestärkt und das Bewusstsein für Landwirtschaft und Viehzucht geschärft werden (Wikipedia, 2013). Besonders für Kinder ist diese Mischform reizvoll, da sie beim Gärtnern und bei klassischen Bauernhoftätigkeiten – wie Tiere füttern, Stallungen säubern etc. – mithelfen können (Jungblut, 2012). 1972 in London gegründet, zielen City Farms darauf ab, Stadtbewohnern den

Kontakt mit Kulturpflanzen und Nutztieren näherzubringen (Wikipedia, 2013). Die Haltung von Nutztieren, wie Hühnern, Schafen, Ziegen, Kühen und Pferden, bietet außerdem gute Lernmöglichkeiten und das Sammeln von Erfahrung (Jungblut, 2012). Es soll zudem der Zusammenhang zwischen Landwirtschaft und Lebensmitteln verständlich und Naturschutz erfahrbar gemacht werden (Wikipedia, 2013).

2.2.5 Guerilla Gardening

Die „Kleinkrieger“-Gärtner betreiben spärlich ausgestattet kreative Stadtbegrünung, um subversiv in das Stadtbild einzugreifen. Der Name ist eine Kreation der New Yorker Aktivisten- und Künstlergruppe Green Guerillas und steht für politischen Protest und zivilen Ungehorsam gegen die zunehmende Urbanisierung. Rebellisch werden Baumscheiben mit Blumen bepflanzt, Gemüse vor dem englischen Parlament angebaut, Zwiebeln und Samen in Grünstreifen gesteckt, Blumen in durch das Rauchverbot im U-Bahn-Bereich wertlos gewordene Aschenbecher eingesetzt oder auch Cannabispflanzen an der Wiener Ringstraße gezogen (Jungblut, 2012; Wikipedia, 2013).

2.3 Bottom-Up Stadtentwicklung

Die Geschichte der Stadtentwicklung von unten kann übergreifend auch als Teil der Geschichte von Globalisierung und Internationalität gesehen werden. Dabei gibt es zwar Differenzen in den charakteristischen lokalen Aufstellungen und Schattierungen, die Handlungsweisen sind aber oft analog (Krasny, 2012).

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wuchsen Städte informell und aufgrund von Modernisierung und Urbanisierung von Entwicklungs- und Schwellenländern auch rapide. Die Stadtentwicklung erfolgte von unten und erforderte eine Menge, teilweise unentgeltliche Arbeit. Improvisation, Wiederverwertung, Sparsamkeit und Solidarität waren Schlagworte dieser Bewegung. Um die Entfaltung der Stadt von unten informell in Schwung zu bringen, bedurfte es an zwischenmenschlichen Beziehungen, freundschaftlichen, sozialen und familiären Vernetzungen und Organisationsstrategien. Mitwirkende der individuellen Stadtentwicklung schrieben

Stadtgeschichte. Als Schattenseite können das Aufkommen der Slumfaszination und die Passion für Formlosigkeit genannt werden. Nicht nur Selbsthilfe und Eigenleistung, sondern auch Hilfsprogramme, UN-HABITAT-Programme sowie nationale Maßnahmen, Förderstrukturen, Einrichtungen, politische Vorgehensweisen, Programme der Weltbank und NGOs prägten die Ausdehnung der Stadt von unten. Reisegrenzen wurden verschoben bzw. erweitert und der Tourismus verstärkte sich (Krasny, 2012).

Die Entstehung der Stadt basiert auf Selbsthilfe und Selbstermächtigung, da lebensnotwendiges Verlangen nach Nahrung und Wohnen durch sie ermöglicht wurden. Die Erweiterung infrastruktureller Einrichtungen wie Wasser, Strom, Verkehrsanbindung, Postzustellung, Wegenetz und öffentlicher Raum nahm eine nachrangige Stellung ein. Besitzverhältnisse an Grund und Boden sowie städtische und staatliche Gesetzeserlassung, mit der Hilfeleistung, Forderung, Anerkennung und Vertreibung einherging, stellten eine Verknüpfung zur Selbsthilfebewegung dar. Durch plötzliche Urbanisierungsprozesse in Städten Lateinamerikas, Asiens und des globalen Südens konstituierte sich eine neue Gestalt von Unterstützungsmechanismen und übernationalen politischen Strategien. Es wurden folglich Seminare der United Nations an der Universität von Pennsylvania über Uncontrolled Urban Settlements (Pittsburgh, Oktober 1966) abgehalten. Außerdem gab es ab 1973 Förderungsprogramme der Weltbank und die erste UN-Konferenz über Human Settlements. Letztere war als spätere HABITAT-Konferenz ausschlaggebend für die Entstehung des UN Centre for Human Settlements. Diese Veranstaltungen sollten Auskunft über Wohnungsmangel und -versorgung geben und führten dazu, dass Self-Help-Building supranationales Interesse erlangte (Krasny, 2012).

Self-Help-Building bedeutet, dass durch Eigeninitiative die Stadtentwicklung von unten stattfindet. Für die Stadt hat es die positive Folge, dass eine Unterstützung dieser Bottom-Up Bewegung ökonomische Vorteile bringt, weil sie wenig kostet (Krasny, 2012).

Self-Help-Programme (*self help housing programs*) wurden seit 1939 von Puerto Rico betrieben – in urbanen und ruralen Gebieten. Der Freistaat bezog in den

1950er Jahren – als erster weltweit – die Selbsthilfe als zentrales Element in seine gesamte Wohnbaupolitik mit ein (Harris, 2003 in Krasny, 2012).

1976 wurde in der Vancouver Declaration (HABITAT I) eine Agenda für die Siedlungsentwicklung von der Weltgemeinschaft erlassen, in der als grundlegendes Menschenrecht jenes auf angemessene Unterkunft und Dienstleistungen beschlossen wurde (*„Adequate shelter and services are a basic human right ...“*) (United Nations, 1976 und 2003). Ebenfalls wollte man die Verstädterung regeln, Gegensätze zwischen Stadt und Land aufheben und Richtlinien für die Entwicklung und Partizipation in der Gemeinde einführen (Krasny, 2012).

HABITAT II fand 1996 in Istanbul statt und machte die umgewälzten ökonomischen Grundlagen der Weltordnung deutlich, die sich noch heute auf Vertreibung, Standortansiedlung und bauwirtschaftliche Profitmaximierung auswirken (Krasny, 2012). Ziel dieser zweiten United Nations Conference on Human Settlements war, die zwei Hauptthemen – mit gleichgestellter globaler Bedeutung – *„Adequate shelter for all“* (angemessene Unterkunft für alle) und *„Sustainable human settlements development in an urbanizing world“* (nachhaltige Entwicklung menschlicher Siedlungen in einer verstädternden Welt) zu bearbeiten (United Nations, 2003).

3. Gemeingüter – Commons

Unter einem Gemeingut bzw. Kollektivgut wird ein Gut verstanden, welches für alle potenziellen Nachfragenden freien Zugang gewährt und einerseits durch den Staat, andererseits durch private Anbieter zur Verfügung gestellt wird (Wikipedia, 2013).

Früher fand stattdessen der Ausdruck „Allmende“ Verwendung, der *all(e)* und *gemeinde* verbindet, und eine Rechtsform gemeinschaftlichen Eigentums darstellt (Ostrom, 2011; Wikipedia, 2013).

Ein Gemeinschaftsgarten wird nach Wikipedia (2013) definiert als ein Stück Land, das von einer Gruppe von Personen gemeinsam als Garten genutzt und bewirtschaftet wird. Dem Begriff der Gemeinschaftlichkeit kommt dabei besondere Bedeutung hinzu. Das Wort „gemein“ beschreibt nun eine Eigenschaft, die mehrere Menschen gemeinsam haben; es leitet sich ab aus dem lateinischen *communis* bzw. *commune* und dem englischen *mean* oder auch *common*. Daraus lässt sich weiter die „Gemeinschaft“ derivieren, welche eine zu einer Einheit summierte Gruppe von Individuen darstellt, die emotional aneinander gebunden ist und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit (Wir-Gefühl) entwickelt (Wikipedia, 2013). In einem Gemeinschaftsgarten wird die Gemeinschaft durch die Gärtner und Gärtnerinnen, die das Gut bestellen, wie auch durch die Nutzer und Nutzerinnen, die (bloß) Fruchtgenuss erfahren, repräsentiert – in dieser Arbeit werden die zwei Begriffe synonym verwendet, da die befragten Personen beide Tätigkeiten inne haben. Diese Gemeinschaft nutzt die Ressourcen, die das Gemeingut zur Verfügung stellt. Entscheidend ist nun, dass sie sich darüber im Klaren ist, *wie* die gemeinsamen Ressourcen wahrgenommen bzw. gebraucht werden. Das erfolgt durch Aufstellen und Einhalten von Richtlinien zur Ressourcennutzung, die häufig durch Verhalten vereinbart werden. Wie effizient die Befolgung der Regeln passiert, ist schließlich maßgebend für das Funktionieren bzw. Scheitern einer Gemeinschaft (Ostrom, 2011).

Laut Elinor Ostrom (2011) ist der Aufbau einer intakten Institution – wie etwa ein Gemeinschaftsgarten – eine komplexe Angelegenheit. Die US-amerikanische Professorin für Politikwissenschaft beschäftigte sich rund 40 Jahre mit dem

Phänomen kollektiver Ressourcennutzung und -erhaltung sowie mit ihrem Misslingen. Nicht selten kommt es dabei vor, dass die Nutzer und Nutzerinnen selbst ihre Ressource zerstören und sich auf das „So-Sein“ des Menschen ausreden. Doch der Mensch ist mehr als nur ein systematisch bis zum Höchstmaß steigender, individueller Nutzer. Er ist ein soziales Geschöpf, das die Zusammenarbeit, die Gemeinschaft, mit seinesgleichen verlangt und Sprache als Mittel der Kooperation einsetzt. Ostrom (2011) geht es nun darum, Menschen beim Kooperieren zu helfen und Bedingungen für eine gelungene Zusammenarbeit zu ermitteln, da in heutiger Zeit die Konkurrenz zu überwiegen scheint. Denn Menschen sind offenbar Profis darin, Ressourcen zu Gütern umzufunktionieren und sich gegenseitig als Rivalen zu behandeln. Wie wir aber unsere Erde und somit unser gemeinsames Erbe für die Masse bewahren, ist vielen von uns unbekannt.

Um ein Gemeingut so zu gestalten, dass es optimalen Nutzen bringt, ist viel Energie, Kraft und Kommunikation erforderlich. Es benötigt intensive Pflege und Arbeit, damit es schließlich in der Gesellschaft anerkannt wird.

Doch der Terminus „Gemeingüter“ bedarf noch ausführlicher Betrachtung. Unter „Gemeingüter“, „(Wissens-)Allmende“ bzw. „Commons“ wird nach politischer Anschauung Folgendes verstanden: Gemeingut soll bleiben, was gemeinsam „bewirtschaftet“ wird und Gemeingut soll werden, was gemeinsam hergestellt wird. Dabei steht nicht die Ressource an sich im Mittelpunkt der Anschauung, sondern vielmehr die Regelung gesellschaftlicher Verhältnisse und die dafür notwendigen Institutionen. Die große Aussicht auf Erfolg liegt nun darin, dass Institutionen zwar Menschen machen, andererseits aber auch vom Menschen gemacht werden (Ostrom, 2011).

Moderne Gemeingüter spiegeln die Grundidee wieder, dass man sein Leben selbst anpacken möchte und sich darüber im Klaren ist, dass der persönliche Vorteil gleichzeitig auf dem Vorteil der anderen basiert. Urbane Gärten in Städten auf der ganzen Welt, freie Lizenzen von Wissensallmenden, die Transition-Town-Bewegung, das Mietshaussyndikat, die Mundraubinitiative, Beteiligungsmodelle im Energiebereich und von Open-Hardware- und Open-Software-Projekten sind gute Beispiele dafür. Gemeingüter werden gerade wieder entdeckt, sie erleben einen

Aufstieg und ermutigen. Sie signalisieren uns die Grenzenlosigkeit an Erfahrungen, Wissen, informellen und formellen Regeln, die es zu beachten und zu teilen gilt. Peter Linebaugh (2008) formulierte passend: „*There is no commons without commoning*“, also „Es gibt keine Gemeingüter ohne gemeinsames Wirken/Tun“. Mit dieser Aussage verdeutlicht er, dass es bei Commons bzw. Allmenden um ein bestimmtes gemeinsames Tun geht. Es soll dabei gemeinsam verstanden werden, wie kollektiv verfügbare Ressourcen gebraucht werden sollen (Helfrich, 2009). Allmende befassen sich mit Kommunikation, Kooperation, Vertrauen und Vielfalt (Ostrom, 2011). Unter Commoning versteht man nun eine Gruppe von Menschen, eine Nutzergemeinschaft, die ein gemeinsames Schaffen verbindet. Trotz abweichender Verfahren lassen sich dabei Muster von vitalen Gemeingütern erkennen (Helfrich, 2009).

Fällt der Begriff „Gemeingüter“ bzw. „Commons“, verknüpft ihn die Mehrheit mit gemeinsam genutzten Ressourcen, wie Bewässerungssystemen, Wassereinzugsgebieten, Fischbeständen, Wäldern oder Weideflächen. Die Menschen sind häufig der Meinung, es handle sich bei Gemeingütern um vergangene Strukturen einer gemeinschaftlichen Selbstorganisation und Selbstverwaltung natürlicher Ressourcen. Manche sind auch davon überzeugt, dass Commons sich langsam aber sicher auflösen werden. Tatsache ist aber, dass es gerade in heutiger Zeit vielzählige Gemeingüter gibt – nicht nur jene, die natürliche Ressourcen bewirtschaften – die wachsen und gedeihen. Sogar in modernen Unternehmen lassen sich Eigenschaften finden, die auch für Commons-Institutionen typisch sind. Aktuelle Wohnungsverbesserungsprojekte sehen vor, Mieten von Sozialwohnungen die gemeinschaftliche Verwaltung und den Kollektivbesitz zu überlassen, um aus staatlichem Eigentum gemeinschaftliches zu machen. Als Gemeingüter-Institutionen gelten auch zeitgemäße Häuserblöcke mit Eigentumswohnungen, bei denen einzelne Wohnungseigentümer gemeinsame Rechte und Pflichten für den Umgang mit der Wohnanlage inne haben. Selbst das Internet ist als Wissens-Allmende ein Gemeingut und heute von immenser Bedeutung. Gemeingüter sind daher ganz und gar nicht etwas, was aus vergangener Zeit übrig geblieben und nicht aktuell ist (Ostrom, 2011).

Institutionen, die lokal und selbst organisiert sind, stellen ein bedeutendes Glied im Institutionengefüge einer Gesellschaft dar. Internationale Institutionen für Entwicklungszusammenarbeit, Regierungen, Hilfsorganisationen und NGOs, die für die Umwelt agieren, haben unbeabsichtigt nicht selten Wissen, Vertrauen, Normen und Beziehungsnetze zunichte gemacht; also jenes Sozialkapital der Nutzenden, das von richtungsweisender Bedeutung für die Sicherung natürlicher Ressourcen ist. Frühere Institutionen von eingeborenen Populationen betrieben auch schon intensive, lange andauernde Nutzung von Gemeinressourcen. Über Jahrhunderte, sogar Jahrtausende hinweg fanden sie jedoch einen Weg, ohne dabei die Ressourcengrundlage zu demolieren, von der sie selbst abhängig waren. Zweifeln Funktionäre an der Wirkung bzw. Existenz von Commons-Institutionen, bloß weil sie nicht von einer Regierung ins Leben gerufen wurden, sind diese bedroht. Dabei spielen für das Leben der Menschen ein beständiger Gemeingutsektor und die Verbesserung der Gemeingüterstrukturen eine wichtige Rolle. Nicht vorhandene Commons-Institutionen im 21. Jahrhundert werden folgenschwere soziale und wirtschaftliche Schwierigkeiten nach sich ziehen, wenn die Menschen nicht den besseren Umgang mit kollektiven Ressourcen lernen. Daher lässt sich an dieser Stelle noch einmal erwähnen, dass Commons-Institutionen kein Relikt aus vergangener Zeit sind. Fehltritte, die in der Vergangenheit gemacht wurden, können umgangen und politische Entscheidungen besser auf die Stärke von Gemeingütern aufgebaut werden, wenn sich das Wissen über sie vergrößert (Ostrom, 2011).

Politikwissenschaftliche Untersuchungen deuten häufig darauf hin, dass die Durchsetzung optimaler Richtlinien zur Ressourcennutzung von oben nach unten erfolgen sollte (Top-Down). Diese Annahmen basieren jedoch auf einem Modell, das staatliche Behörden dazu in der Lage sieht, *ein* Patentrezept für einen gesamten Bereich zu entwickeln. Dieses Modell geht auch davon aus, dass der Staat immer im Interesse der Allgemeinheit handelt. Staatliches Handeln soll so wissenschaftlich für legitim erklärt werden. Die Unterschiedlichkeit der Gemeinressource und die Fülle der Nutzergruppen werden dabei ungerechtfertigt in einen Topf geworfen.

Forschungen über die Allmende widerlegen jedoch, dass eine Top-Down-Durchsetzung sinnlos ist, um die Probleme der Ressourcennutzung einer großen

Region zu lösen. In Eigenregie, mitunter aber auch durch externe Unterstützung, stellen etliche lokale Nutzergruppen Regeln für eine kooperative Nutzung ihrer Ressourcen auf und sind damit erfolgreich. Trotzdem muss betont werden, dass diese Form der Selbstorganisation auch häufig missglückt, was die Fragestellung veranlasst, warum Selbstorganisation das eine Mal zielführend ist und das andere Mal nicht. Von Bedeutung ist dabei, zu wissen, welche Aspekte die Selbstverwaltung stärken bzw. schwächen. Denn nur so ist man in der Lage, Institutionen hervorzubringen, die große Wirksamkeit erzeugen, präzise Auskunft geben, transparente und gerechte Methoden zur Konfliktlösung bieten, welche die Anstrengungen der NutzerInnen vor Ort bestärken und für faire Risikoverteilung sorgen.

Regeln, die eigenständig von den Nutzenden aufgestellt und optimal von ihnen angewendet werden, können von unbeteiligten Personen oft nur wenig bis gar nicht wahrgenommen werden. Da die NutzerInnen die unmittelbar vorliegenden Gegebenheiten am besten in Augenschein nehmen können, sollte ihr Wissen bzw. Können zu kooperieren und sich selbst zu organisieren gefördert werden. Weniger zweckmäßig ist es hingegen, institutionelle Lösungen zu entwickeln, die nur in der Theorie gut funktionieren (Ostrom, 2011).

Lokale Gemeinschaften müssen gemeinsam handeln, also sich selbst organisieren, selbst miteinander und mit anderen zusammenarbeiten, sich selbst bewegen. Dieses Kooperieren miteinander ist essenziell und muss unterstützt werden. Lokale Unternehmer können besser auf Schwierigkeiten des kollektiven Handelns eingehen, wenn die Möglichkeit gegeben ist, aktiv zu werden, sich zu organisieren und sich für öffentlich relevante Angelegenheiten einzusetzen. Um bestimmte Entwicklungsprojekte zu realisieren, lokale Fonds einzurichten oder die Etablierung lokaler Organisationen zu erleichtern, bedarf es unter Umständen Geldgeber, welche die Regierungen positiv stimmen. Nutzergruppen können viel voneinander lernen und sehen, was funktioniert und was nicht, wenn sie sich vernetzen (Ostrom, 2011).

Kollektives Handeln birgt aber auch Probleme in sich, die mitunter sehr zeit- und kostenaufwändig sein können. Daher ist es beispielsweise nicht ratsam, BürgerInnen an lokalen Projekten mitwirken zu lassen, die nicht von langer Dauer

sind. Es kann deshalb nur erfolgreich sein, wenn stabile Institutionen neben der Arbeit am Projekt gebildet werden. Dann können Probleme des kollektiven Tätig-Seins kreativ und für alle zufriedenstellend gelöst werden (Ostrom, 2011).

3.1 Problematik der Gemeingüter

In „Die Tragik der Allmende“ bzw. „*The Tragedy of the Commons*“ (1968) kommt Garrett Hardin zu dem Schluss, dass Gemeingüter, wenn überhaupt, nur unter den Bedingungen einer kleinen Bevölkerungsdichte vertretbar sind. Er versucht dabei die Tragik der Allmende mit folgendem Beispiel darzustellen: Auf einer Weidefläche, die allen frei zugänglich ist, wird jeder Hirte erwartungsgemäß versuchen, so viel Vieh wie möglich darauf grasen zu lassen. Aufgrund von Stammeskriegen, Wilderei bzw. Krankheit, welche die Anzahl von Mensch und Vieh deutlich unterhalb der Tragweite des Bodens halten, kann eine solche Anordnung für Jahrhunderte einigermaßen zufriedenstellend funktionieren. Schlussendlich wird aber der Tag kommen, an dem das soziale Gleichgewicht Realität wird; laut Hardin (1968) der Tag der Abrechnung. Unter diesen Umständen ruft die inhärente Logik der Allmende erbarmungslos eine Tragödie hervor.

Jeder Hirte wird als vernunftbegabtes Wesen maximalen Gewinn anstreben. Direkt oder indirekt wird er mehr oder weniger bewusst fragen, welchen Eigennutzen ein Hinzufügen eines weiteren Tieres zu seiner Herde bringt. Dieser Nutzen bringt nun einen positiven aber auch einen negativen Faktor mit sich. Die positive Komponente ist der Zuwachs der Herde um ein Tier. Durch einen etwaigen Verkauf dieses Tieres erhält der Hirte schließlich seinen gesamten Erlös und der positive Nutzen beträgt somit +1. Der negative Aspekt ergibt sich aus der zusätzlichen Überweidung eines weiteren Tieres. Da sich die Überweidung jedoch auf alle Hirten auswirkt, ist der negative Nutzen für jeden partizipierenden Hirten ein Bruchteil von -1.

In Anbetracht beider Komponenten wird jeder Hirte letztlich zu dem Entschluss kommen, angesichts des partiellen Nutzens ein weiteres Tier seiner Herde hinzuzufügen. Diese Erweiterung um ein Vieh wird er praktisch endlos fortsetzen und jeder vernünftige Hirte, der ein Gemeingut teilt, wird sich seinem Handeln anschließen (Hardin, 1968). Dieses Schema kann so lange fortgesetzt werden, bis kein einziges Schaf mehr auf der übernutzten Fläche weiden kann (Ostrom, 2011).

Laut Hardin (1968) liegt in genau dieser Vorgehensweise die Problematik der Allmende. Denn jeder Mensch ist Gefangener des Systems, das ihn zur grenzenlosen Ausdehnung seiner Herde zwingt – in einer nicht grenzenlosen Welt. In einer Gesellschaft, in der jeder an die Freiheit der Allmende glaubt, verfolgt jeder bestmöglich seine eigenen Interessen und eilt damit seinem eigenen Untergang entgegen. Die freie Verfügbarkeit der Allmende, betont der Autor eindringlich, bringt Verderben für alle.

Hardins (1968) veröffentlichter Artikel war jedoch nicht der erste, der die Klemme der Allmende verdeutlichte. H. Scott Gordon (1954) stimmte in „*The Economic Theory of a Common-Property Research: The Fishery*“ („Ökonomische Theorie einer Untersuchung von Gemeineigentum: Das Fischerwesen“) dem Spruch bei, dass jedermanns Eigentum niemandes Eigentum sei. Er argumentierte weiter, dass frei verfügbares Vermögen für jeden wertlos sei. Denn jeder, der töricht wartet, bis er am Zug ist, wird erkennen, dass sein Anteil bereits von anderen fortgenommen wurde. Als Beispiel führt er unter anderen an, dass Fische im Meer wertlos für einen Fischer sind, da er keine Gewissheit darüber hat, sie morgen noch vorzufinden, wenn er sie heute zurücklässt.

Die Tragik der Allmende sieht Hardin (1968) gegenläufig in den Problemen der Umweltverschmutzung. Dabei geht es nicht darum, etwas von den Gemeingütern zu entnehmen, sondern etwas zuzuführen: Abwasser, chemischen und radioaktiven Abfall in Gewässer, gefährliche und schädliche Dämpfe in die Luft oder bloß störende und scheußliche Werbeschilder in Blickweite.

Der Autor vertritt die Meinung, das Problem der Umweltverschmutzung resultiere aus der sich maximierenden Population: Der immense Zuwachs der Bevölkerungsdichte sorgt für eine Überlastung der natürlichen chemischen und biologischen Regenerationsprozesse, die heute nach einer Neudefinition ihrer Eigentumsrechte schreien.

Um dem Dilemma der Allmende zu entkommen, so Hardin (1968), führen wir Steuern und andere Zwangsmaßnahmen ein und befürworten sie regelrecht. Es bedarf keiner vollkommenen Alternative zu den Allmenden, aber zumindest einer vorzugswürdigen. Mit Immobilien und anderen materiellen Gütern haben wir uns

für die Gegenlösung Privateigentum samt gesetzlichem Erbteil entschieden. Gemeingut ist, wenn überhaupt vertretbar, nur unter den Bedingungen einer niedrigen Bevölkerungsdichte tolerierbar.

Hardin (1968) macht begreiflich, dass uns keine technische Lösung aus der Misere der Überpopulation ziehen kann. Wir müssen unter allen Umständen – vor allem auch wegen unserer Lebensweise – die Notwendigkeit erkennen, die Gemeingüter abzuschaffen. Laut Hardin (1968) ist der einzige Weg, der Tragik der Allmende ein Ende zu setzen, jener, unsere Bevölkerungsdichte zu senken.

3.2 Erfolgreiche Bewirtschaftung von Gemeingütern

Der Begriff „Allmenderessource“ („*common-pool resource*“) bezeichnet ein natürliches bzw. human erzeugtes, ausreichend großes Ressourcensystem, das Nutzer und Nutzerinnen nicht oder nur mit über die Maßen hohem Aufwand von seinem Gebrauch ausschließen kann (Ostrom, 1999; Wikipedia, 2013). Ein Ressourcensystem kann etwa Weideland, Fischgründe, Grundwasserbecken, Brücken, Bewässerungskanäle, sogar Flüsse, Seen oder Ozeane sein. Alles, was Individuen aus diesem Ressourcensystem nutzen bzw. sich einverleiben, stellt die Ressourceneinheit dar. Klassische Beispiele dafür sind die vom Vieh auf der Weide verzehrten Tonnen Futtereinheiten, die aus einem Kubikmeter Wasser entnommenen Tonnen Fisch, die jährliche Anzahl an Brückenüberquerungen je Brücke, die von einem Wasserlauf absorbierte biologische Abfallmenge pro Jahr. Entscheidend dabei ist, dass der Durchschnitt der Wiederauffüllungsrate nicht vom Durchschnitt der Entnahmerate überschritten wird, da so eine erneuerbare Ressource auf lange Sicht erhalten bleibt (Ostrom, 1999).

Globale und damit sehr große Gemeinressourcen dürfen grundsätzlich von allen Menschen legitim genutzt werden, weshalb sie immer eine besonders schwierige Hürde darstellen.

Die Bewirtschaftung von Allmenderessourcen kann in unterschiedlichen institutionellen Strukturen passieren, deren Einteilung in drei Gruppen erfolgt: private, staatliche bzw. gemeinschaftliche Eigentumsformen. Häufig obliegt die Verwaltung einer staatlichen Behörde zusammen mit den NutzerInnen.

Ressourcen können Privateigentum, Staatseigentum oder Gemeineigentum sein bzw. sich in gemischten Nutzungs- und Besitzformen befinden. Je nachdem, wie die Handhabung mit der Ressource geschieht, können die Erwirtschaftung guter Erträge und der Substanzerhalt der Ressource ergebnisreich sein oder missglücken (Ostrom, 2011).

Leider weisen Fallstudien aber auch auf die häufig unumgängliche Übernutzung von Gemeinressourcen hin (Ostrom, 2011). Dieses Übernutzwerden stellt bei Allmenderessourcen im Gegensatz zu öffentlichen Gütern ein tatsächliches Problem dar. Allmenderessourcen, die chronisch benutzt werden, gelangen bald an die zahlenmäßige Grenze der von ihnen erzeugten Ressourceneinheit. Handelt es sich bei Allmenderessourcen um biologische Ressourcen – wie Wald oder Fischgründe – kann ein Herannahen an die maximale Wegnahme von Ressourceneinheiten zu einem heftigen Stau und in weiterer Folge dazu führen, dass die Ressourceneinheit nicht mehr erzeugt werden kann. Zieht man als Beispiel für eine Allmenderessource eine materielle Ressource wie eine Brücke heran, kommt es durch eine maximale Anzahl von Brückenüberquerungen zu einer Verkehrsbehinderung. Wird die Brücke stärker beansprucht, als ihre maximale Tragkraft aushält, kann sie genauso wie eine biologische Ressource zusammenbrechen. Wichtig ist eine gegliederte, effiziente und vor allem gerechte Aufteilung von Ressourceneinheiten, um die lokalen NutzerInnen zu einer konstanten, verantwortungsvollen Bereitstellung des Ressourcensystems zu motivieren (Ostrom, 1999).

NutzerInnen hinsichtlich ihrer Allmenderessource zu kollektivem Handeln zu animieren, ist üblicherweise ein mühsamer Prozess, basierend auf Unsicherheit. Unsicherheit kann intern durch mangelndes Wissen ausgelöst werden. Deshalb ist es notwendig, die Anordnung des Ressourcensystems – also die Grenzen sowie internen Eigenschaften – exakt festzulegen. Dazu gehört unter anderem die Aufstellung und Einhaltung von Regeln. Jeder Teilnehmer sollte die Regeln kennen und davon unterrichtet sein, dass auch alle anderen darüber Bescheid wissen. Regeln werden formuliert, um von den betroffenen Personen eingehalten zu werden und Verstöße zu sanktionieren.

Immer, wenn Individuen Selbstorganisation anwenden, um Probleme von Allmenderessourcen zu lösen, geschieht das durch Einführen von Regeln. Dadurch kann entschieden werden, wann, wo, wie und wie viele Ressourceneinheiten pro NutzerIn entnommen werden dürfen und wie hoch der Beitrag an Material, Arbeit bzw. Geld für die Bereitstellungsmaßnahmen sein soll. Eine gut berechenbare und wirkungsvolle Zuteilung der Ressourceneinheiten ist umso wahrscheinlicher, je besser alle bzw. die meisten diese Regeln einhalten. Durch die Befolgung der Regeln kann auch die zu Auseinandersetzungen führende Reizschwelle gemindert und folglich der dauerhafte Erhalt des Ressourcensystems garantiert werden.

Außerdem ist es notwendig, dass Mitglieder einer selbstorganisierten Gruppe ihre Handlungen eigens überwachen und nicht regelkonformes Verhalten sanktionieren, um die Beachtung der Regeln zu fördern. Eine solide Selbstverpflichtung kann nur vorliegen, wenn eine hinreichende Überwachung besteht. Ist die Selbstverpflichtung verlässlich, gibt das schließlich Anreiz zur Aufstellung neuer Regeln (Ostrom, 1999).

Elinor Ostrom (1999 und 2011) legt anhand zahlreicher Untersuchungen von Fallbeispielen dar, welche Gestaltungsprinzipien für das Funktionieren von Gemeingütern verantwortlich sind. So analysierte sie etwa die Organisationen von philippinischen und spanischen Bewässerungssystemen und von Wald- und Hochgebirgs-Allmenderessourcen in der Schweiz und in Japan. Dank ihrer Forschungen formulierte sie schließlich Bauprinzipien für beständige kleine bis mittelgroße Allmenderessourcen-Institutionen:

A. Klar definierte Grenzen

Den ersten Schritt, um kollektives Handeln zu organisieren, sieht Ostrom in der Aufstellung von Grenzen der Allmenderessourcen und der Personen, welche Nutzungsberechtigung inne haben. Außerdem ist es ratsam, Regeln aufzustellen, die eine Aneignung minimieren und/oder eine Bereitstellung anordnen.

B. Kongruenz mit lokalen Gegebenheiten

Die Beständigkeit von Gemeinressourcen ist unter anderem durch gut angepasste Aneignungs- und Bereitstellungsregeln gegeben. Diese Regeln sollen die lokalen Bedingungen berücksichtigen, auf die NutzerInnen sowie aufeinander abgestimmt sein, also Bezug zueinander haben.

C. Arrangements für gemeinschaftliche Entscheidungen

Ein Großteil jener Personen, die Bezug zu einem Ressourcensystem haben, darf über Änderungen von operativen Regeln mitbestimmen. So ist es möglich, Regeln an die spezifischen Eigenschaften eines Szenarios, auf die lokale Situation, anzugleichen.

D. Überwachung

Besteht eine Alleinressource dauerhaft, ist es empfehlenswert, in eine wirkungsvolle Überwachung zu investieren. Jene Überwacher, die aktiv den Zustand der Gemeinressource sowie das Verhalten der NutzerInnen prüfen, sind den NutzerInnen gegenüber Rechenschaft schuldig bzw. sind selbst NutzerInnen.

E. Abgestufte Sanktionen

Sanktionen werden bei Regelverletzungen verhängt, beginnen auf niedrigem Niveau und verschärfen sich bei wiederholter Missachtung der Regeln.

F. Konfliktlösungsmechanismen

Der Prozess, um Konflikte zu lösen, muss direkt, schnell und günstig sein. Spannungen zwischen NutzerInnen bzw. zwischen NutzerInnen und Behörden sollen in lokalen Räumen gelöst werden.

G. Anerkennung des Organisationsrechts

Die NutzerInnen haben das Recht, ihre eigenen Institutionen herauszubilden, ohne dass externe staatliche Behörden diese anzweifeln.

H. Eingebettete Institutionen

Nutzung, Bereitstellung, Überwachung, Sanktionierung, Konfliktbewältigung sowie administrative Tätigkeiten sind arrangiert in stufenweise organisierten Unternehmen.

Anhand dieser Prinzipien ist eine Unterscheidung zwischen erfolgreichen und missglückten Allmenderessourcen-Szenarien möglich (Ostrom, 1999). Allerdings ist eine Trennung dieser Grundsätze von spezifischen Regeln in konkreten Gemeingütern unbedingt notwendig. Die oben genannten Richtlinien müssen zudem mittels aktueller Forschungsergebnisse ständig analysiert und weiterentwickelt werden (Ostrom, 2011).

Schon lange wird der Umgang mit Gemeinressourcen und vielschichtigen ökologischen sowie ökonomischen Gegebenheiten untersucht: wie sie unser Leben, das unserer Kinder und jenes unserer Kindeskinde bereichern können. Um zu begreifen, wie sich Regeln, biophysikalische Gefüge und spezifische Merkmale von Nutzerinnen und Nutzern auf den Ressourcenzustand selbst auswirken, ist die Entwicklung optimaler Analyseinstrumente notwendig. Das Verstehen komplexer Systeme und Finden von Antworten für ihren Umgang benötigt viel Zeit und Geduld. Menschen müssen sich wieder mehr zusammenschließen und einsehen, dass ein regelbasiertes Gemeinwesen alle unablässig mitgestalten. Jeder Einzelne besitzt die Fähigkeit, aufgestellte Regeln zu testen und daraus etwas zu lernen. Menschen machen ununterbrochen Fehler und erforschen fehlbares Verhalten anderer Menschen in Institutionen, die wiederum von nicht fehlerfreien Personen errichtet wurden. Von Bedeutung ist dabei, die Anerkennung institutioneller Vielfalt, die Investition in flexible Regierungsführung und das Verstehen politischer Ansatzpunkte als immer wieder neu ausgewertete Experimente. Nach Elinor Ostrom (2011) sind das Grundlagen, um vergangene Irrtümer zu meistern und neuen Entwicklungen Entfaltung zu gewähren. Mit Hilfe eines optimalen institutionellen sowie kulturellen Umfeldes kann so das Bewusstsein über Nachhaltigkeit sukzessive gefördert werden.

4. Methode

4.1 Sample

Die befragten Personen in dieser Studie sind Gärtnerinnen und Gärtner von Gemeinschaftsgärten des 3., 8., 9., 16. und 21. Wiener Gemeindebezirks. Die als Trägerschaft fungierenden Vereine werden in eben genannter Reihenfolge aufgezählt: Gartenpolylog in Zusammenarbeit mit der Bezirksvorstehung Landstraße, Verein „Asphaltpiraten – Öffentlicher Raum“ (aus der Agendagruppe der Agenda 21 Josefstadt hervorgegangen), Verein Grätzlgarten Alsergrund (aus der Agenda21Plus-Gruppe hervorgegangen), Verein Nachbarschaftsgarten Heigerlein, private Trägerschaft. Die Gärten bestehen seit mindestens einem bis maximal sechs Jahren, mit einer Größe von 120 – 2000 Quadratmetern. Je nach zur Verfügung stehender Fläche gärtnern bis zu 50 Beteiligte, unter ihnen AnrainerInnen des jeweiligen Bezirks, Schulklassen, Kindergärten, eine Rote Falken Gruppe und eine Gruppe einer Behindertenwerkstätte. Es wurden insgesamt 15 Personen interviewt.

4.2 Datenerhebungsmethode

Diese Studie untersucht die verschiedenartigen Nutzungsaspekte von Wiener Gemeinschaftsgärten. Der Fokus bezieht sich dabei auf den Faktor der Selbstversorgung sowie auf die Bewirtschaftung von Gemeingütern.

Um die Forschungsfrage beantworten zu können, wurde die qualitative Methode der teilstrukturierten Interviews angewendet. In einem Zeitraum von April bis Juni 2013 wurden insgesamt 15 Interviews geführt. Drei Interviews wurden mit GärtnerInnen des Gemeinschaftsgartens Arenbergpark im 3. Wiener Gemeindebezirk, zwei mit GärtnerInnen des Tigergarten im 8. Wiener Gemeindebezirk, eines mit einem/r GärtnerIn des Grätzlgarten 9 aus dem 9. Wiener Gemeindebezirk, zwei mit GärtnerInnen des Nachbarschaftsgartens Heigerlein im 16. Wiener Gemeindebezirk und sieben mit GärtnerInnen des

Gemeinschaftsgartens Das Feld im 21. Wiener Gemeindebezirk. Anhand der unten stehenden Tabelle ist dies ersichtlich.

Person	Durchführungszeitpunkt (2013)	Gemeinschaftsgarten	Interviewlänge (Min., Sek.)
P 1	Mai	3., Arenbergpark	42,35
P 2	April	21., Das Feld	30,39
P 3	Mai	21., Das Feld	45,48
P 4	Mai	16., Heigerlein	27,12
P 5	April	16., Heigerlein	59,20
P 6	April	21., Das Feld	21,14
P 7	Mai	21., Das Feld	32,11
P 8	Mai	21., Das Feld	13,46
P 9	April	9., Grätzlgarten 9	36,32
P 10	Mai	21., Das Feld	23,59
P 11	April	3., Arenbergpark	19,47
P 12	April	3., Arenbergpark	24,28
P 13	Juni	8., Tigerpark	81,49
P 14	Mai	8., Tigerpark	38,40
P 15	Mai	21., Das Feld	45,57

Tabelle 1: InterviewpartnerInnen (Quelle: Eigene Darstellung)

Folgende acht Fragen wurden den befragten Personen im Rahmen der 15 teilstrukturierten Interviews, welche die primäre Datenquelle bilden, gestellt:

1. Können Sie mir schildern, wie Sie überhaupt zur Nutzung dieses Gemeinschaftsgartens gekommen sind? Gab es besondere Anreize, die Sie dazu motiviert haben?
2. Welches Interesse haben Sie an der Nutzung des Gemeinschaftsgartens?
3. Welche Aspekte stehen für Sie bei der Nutzung des Gemeinschaftsgartens im Vordergrund?
4. Bis zu welchem Grad können Sie sich durch die Nutzung des Gemeinschaftsgartens selbst versorgen und wie wichtig ist Ihnen dieser Aspekt?

5. Können Sie mir beschreiben, inwiefern der Garten als gemeinschaftliche Organisation funktioniert oder nicht funktioniert? Was sind die Stärken und Schwächen?
6. Wie zufrieden sind Sie mit den anderen Nutzern und Nutzerinnen? Haben Sie das Gefühl, ausgenutzt zu werden? Wenn ja, in welchen Situationen? Wie versuchen Sie, mit Konfliktsituationen oder Problemen umzugehen? Können Sie mir schildern, ob und wie sich ein Gemeinschaftsgefühl entwickelt hat?
7. Welche Erfahrungen bezüglich Gemeinschaftsgüter haben Sie bis jetzt gemacht und in welcher Weise können Sie diese Erfahrungen auch für andere Lebensbereiche nutzen? Welche Aspekte sind Ihrer Meinung nach notwendig, um Gemeinschaftsgüter konfliktfrei zu betreiben?
8. Wie sieht Ihrer Meinung nach die Zukunft von Gemeinschaftsgärten aus? In welchen Dimensionen kann der Selbstversorgeraspekt für die Bevölkerung an Bedeutung gewinnen? Welche Rolle werden Gemeinschaftsgüter in Zukunft spielen? Meinen Sie, dass sie an Bedeutung gewinnen oder verlieren werden und warum?

Die ersten vier Fragen betreffen allgemeine Informationen bezüglich der Nutzungsaspekte des jeweiligen Gemeinschaftsgartens. Die Fragen fünf bis sieben beschäftigen sich mit Gemeinschaftsgärten als Gemeingüter-Institutionen, während sich die letzte Frage mit möglichen zukünftigen Geschehnissen befasst. Dadurch konnte gut brauchbares Datenmaterial über die Aspekte der Nutzung von Gemeinschaftsgärten in Wien gesammelt werden.

Da problemzentrierte Interviews herangezogen werden, lässt die Interviewerin den Befragten/die Befragte möglichst frei reden, um ein offenes Gespräch anzuregen. Die interviewten Personen sollen also offen und ohne vorgegebene Antworten auf die mit Hilfe des Fragebogens gestellten konkreten Fragestellungen eingehen. Das ermöglicht dem Befragten seinen subjektiven Standpunkt und Interpretationen zu enthüllen. Zudem kann er eigens Sinnzusammenhänge knüpfen. Die Interviewerin

merkt so rasch, ob die Frage vom Interviewpartner verstanden wurde. Schließlich erleichtert es eine Darlegung der Konditionen der Interviewsituation. Durch die genannten Punkte soll zwischen Interviewerin und Interviewten ein Vertrauensverhältnis aufgebaut werden. Die befragte Person soll nicht den Eindruck haben ausgefragt, sondern ernst genommen zu werden. Die Reaktion des Interviewten ist im Gegensatz zu einem Fragebogen bzw. einer geschlossenen Fragetechnik für gewöhnlich daher offener, aufrichtiger, durchdachter und genauer (Mayring, 2002). „Wie“- bzw. „was“-Fragen sollten die Hintergründe und Geschehnisse bezogen auf die Nutzung eines Gemeinschaftsgartens vergegenwärtigen. Die Gärtner und Gärtnerinnen wurden aufgefordert, ihre Erfahrungen darzulegen. Die Interviews dauerten mindestens 14 Minuten bis maximal 82 Minuten (siehe Tabelle 1); die durchschnittliche Interviewlänge beträgt ca. 36 Minuten. Nach Zustimmung der Interviewpartner wurden alle Gespräche mit einem digitalen Aufnahmegerät aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Die 15 Interviews wurden alle in deutscher Sprache durchgeführt.

4.3 Datenanalyse

Die Auswertung der Transkripte erfolgte, beruhend auf der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2010), unter Zuhilfenahme der ATLAS.ti © Software. Mayring (2010) unterscheidet drei Strukturen der qualitativen Inhaltsanalyse. Für die Auswertung der Interviews sind zwei dieser Grundformen von Bedeutung: die explizierende und die strukturierende Inhaltsanalyse. Erstere zielt darauf ab, die untersuchten Inhalte so begreiflich wie möglich darzustellen – auch unter Heranziehung zusätzlichen Materials. Die Strukturierung versucht nach Analyse bestimmter Kriterien aus dem Textmaterial eine Selektion spezieller Aspekte. Kategorien sollen dadurch so nahe wie möglich am Material entwickelt und hinsichtlich des Materials formuliert werden (Mayring, 2002). In dieser Arbeit erfolgte die Auswertung der Interviews nach der explizierenden Inhaltsanalyse.

Hatten Textteile Inhalte mit übereinstimmenden Äußerungen unterschiedlicher Befragter zu einem gleichen Thema, wurden diese mit demselben Kode versehen. Diese Vorgehensweise ermöglichte ein rasches Erfassen mehrfach genannter Kodes, die für wissenschaftlich begründete Aussagen als entscheidend

empfunden wurden. Codes, die nicht wiederholt genannt wurden, trotzdem aber interessante bzw. bedeutende Ansichten schilderten, wurden ebenfalls berücksichtigt, um die Arbeit inhaltlich zu komplettieren.

Die Aussagen der Interviewten wurden anonym zitiert. Jede befragte Person erhielt eine Nummer (P1 – 15). Die Auswahl dieser Nummerierung erfolgte willkürlich und lässt weder auf die Gewichtung der genannten Äußerungen, noch auf den Zeitpunkt des durchgeführten Interviews oder eine Gruppierung der jeweiligen Gemeinschaftsgärten schließen.

Die Daten wurden von der Autorin dieser Studie ausgewertet. Im Anhang kann man Einblick in die Kodierungsliste nehmen, welche in alphabetischer Reihung vorgenommen wurde. Die untere Abbildung veranschaulicht die Baumstruktur. Die Aufzählungen in den einzelnen Kästchen erfolgte beginnend mit dem am häufigsten genannten Zitat, absteigend zu dem Code mit den geringsten Nennungen.

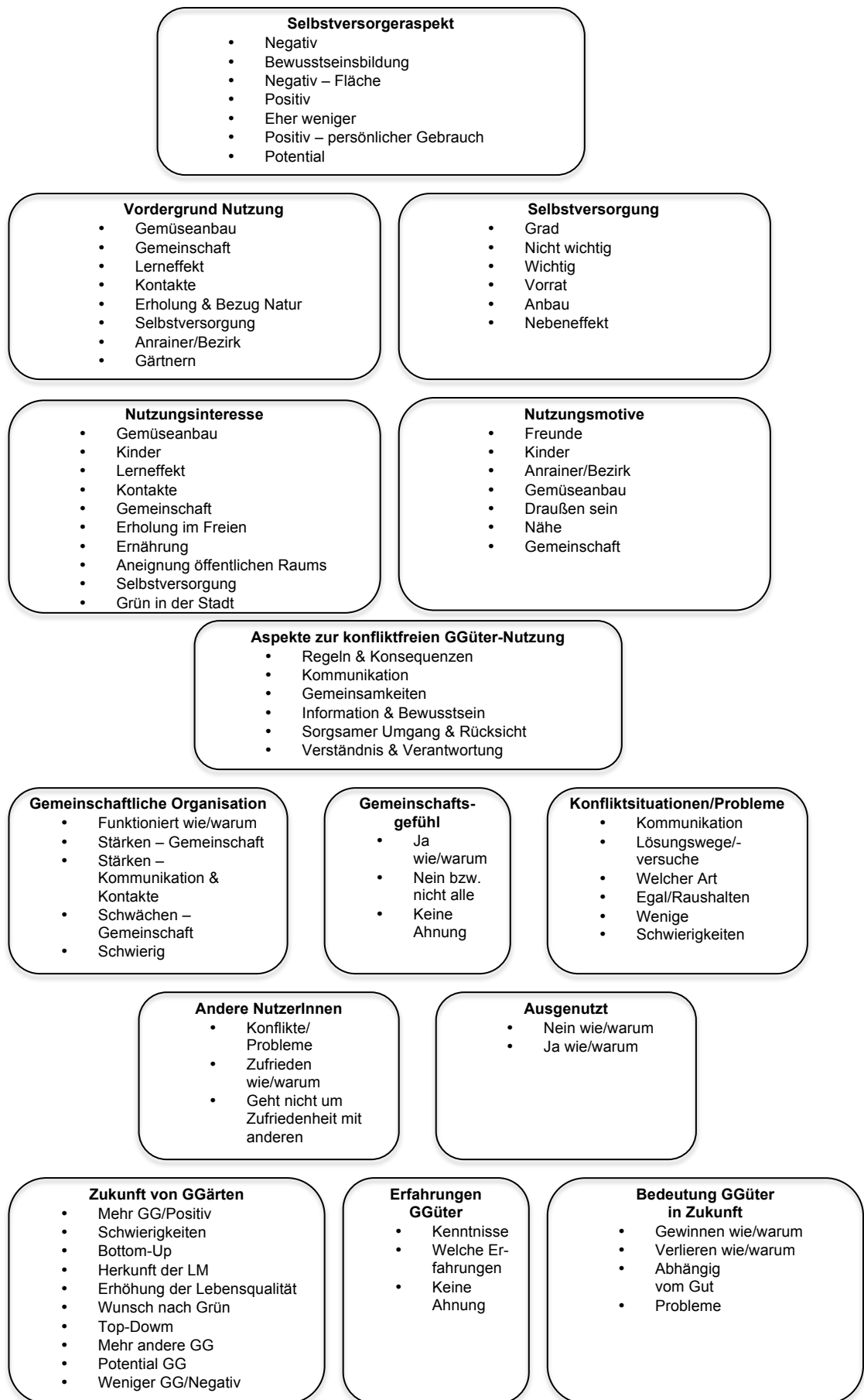


Abbildung 1: Baumstruktur (Quelle: Eigene Darstellung)

5. Empirische Ergebnisse

Dieses Kapitel dient der Darstellung der wichtigsten empirischen Ergebnisse. Es beginnt mit den Motiven, die ein Mitwirken in einem Gemeinschaftsgarten bewirken, und mit den unterschiedlichen Nutzungsinteressen der GemeinschaftsgärtnerInnen. Danach wird auf den Anbau von Gemüse als vordergründige Nutzung eingegangen und daraufhin auf den Selbstversorgeraspekt. Trotzdem der Gemüseanbau mehrheitlich zur Teilnahme an einen urbanen Garten animiert, wird der Aspekt der Selbstversorgung als eher unwesentlich eingeschätzt. Nach dem Begründen des Funktionierens eines Gemeinschaftsgartens als gemeinschaftlicher Organisation wird die Zufriedenheit mit den anderen Nutzerinnen und Nutzern beurteilt. In der Folge soll geschildert werden, warum die befragten Personen ressourcenschonendes Teilen und Nutzen bevorzugen. Schließlich wird erläutert, wie das Modell der Gemeinschaftsgärten, der Gemeinschaftsgüter und der Selbstversorgeraspekt in Zukunft aussehen könnten.

5.1 Motive für die Nutzung eines Gemeinschaftsgartens

Warum sich Menschen dazu angeregt fühlen, in einem Gemeinschaftsgarten tätig zu sein, hat unterschiedliche Auslöser. Ursprünglich aufgrund misslicher Umstände in Kriegszeiten angelegt, dienen urbane Gärten heute einerseits zur Befriedigung für HobbygärtnerInnen, andererseits um die Verbindung zwischen Mensch und Natur wieder hochleben zu lassen. Freunde, Bekannte bzw. Verwandte dienen dabei häufig als Bindeglied, um TeilnehmerIn eines Gemeinschaftsgartens zu werden:

„Zu dem Gemeinschaftsgarten in der Donaufelder Straße bin ich über einen Freund gekommen, der dort ein Jahr vor mir begonnen hat zu gärtnern.“ (P2, 4:1).

Es kommt vor, dass zukünftige GärtnerInnen gar nicht die Möglichkeit des Partizipierens in einem Community Garden in Betracht ziehen, bevor sie nicht von Freunden darauf hingewiesen werden.

„Ein Freund von mir kannte Leute, die hier im Garten waren. Ich bin über ihn dazu gekommen. Vorher habe ich mir nicht wirklich Gedanken darüber gemacht, also nicht bewusst nach einem Garten in Wien gesucht. Aber als er mir das gesagt hat, hat es mich gereizt, weil ich immer gerne Sachen im Garten gemacht habe. (...) So bin ich dann dazu gekommen und habe sofort „Ja“ gesagt, als es diese Möglichkeit gab.“ (P3, 5:1).

Manchmal sind es auch Dritte, die veranlasst durch publizierte Quellen über derartige Projekte informieren oder durch enthusiastische Erzählungen KameradInnen zum Mitwirken anregen.

„Viele Freunde und Freundinnen von mir gärtnern. Sie konnten mir ganz gut schildern, dass es etwas für sich hat und deshalb war es mir ein Anreiz, es auch einmal zu probieren.“ (P7, 9:2).

P6 gibt an, dass sie gemeinsam mit StudienkollegInnen das Bedürfnis verspürte, in einem Garten zu arbeiten. Da vor zehn Jahren Gemeinschaftsgärten in Wien noch wenig bekannt waren, wurde den Beteiligten erst später bewusst, dass sie einen urbanen Garten initiiert hatten.

„(...) aber in meinem ersten Gemeinschaftsgartenprojekt war es so, dass ich mit Beginn meines Studiums 2003 Freunde kennengelernt habe, die alle ein bisschen gärtnern wollten. (...) Wir haben das damals aber noch gar nicht so als Gemeinschaftsgarten verstanden, wussten auch noch nichts von dieser Gemeinschaftsgartenbewegung oder der Idee dahinter, sondern haben einfach begonnen, gemeinsam eine Parzelle zu bewirtschaften und für zwei Jahre zu bestellen. Es war schließlich ein Gemeinschaftsgarten, weil wir uns gemeinsam um die Fläche gekümmert haben, es gab gemeinschaftlich genutzte Bereiche und „private Beete“. In dieses Projekt bin ich also durch studentische Verbindungen gekommen.“ (P6, 8:1).

Einige interviewte Personen meinen zudem, dass sie sich vordergründig wegen ihrer Kinder bzw. Enkelkinder an der Nutzung eines Gemeinschaftsgartens beteiligen wollten, um den Kleinen Natur und die aus ihr hervorgebrachten Lebensmittel näher zu bringen. Eine Mutter kannte ihren künftigen Gemeinschaftsgarten von Spaziergängen mit ihrem Sohn und nutzte ihn im ersten Jahr als außerordentliches Mitglied lediglich als Sitzgelegenheit der sonnenexponierten Lage wegen. Eine andere Mutter äußerte ferner, dass sie einen naturverbundenen Platz im Freien zum Spielen für ihre Kinder nahe der Wohngegend suchte.

„Ursprünglich war es so, dass ich mir gedacht habe, mit Kindern in der Stadt (...) etwas zu haben, was in unmittelbarer Nähe ist, naturnäher ist als der gewöhnliche 08/15-Spielplatz.“ (P13, 15:1).

Die Nähe zu dem Viertel, in dem man wohnt bzw. arbeitet, ist auch für andere InterviewpartnerInnen ausschlaggebender Faktor für die Wahl eines Community Gardens. Zusätzlich wirkt sich das Gärtnern im eigenen Wohnbezirk positiv auf die lokalen Kontakte mit der unmittelbaren Nachbarschaft aus, die von einigen interviewten Personen geschätzt werden:

„Der lokale Aspekt hat mich auch interessiert, also etwas lokal in der Kommune zu machen, Leute dort kennenzulernen und aktiv etwas in meinem Wohnort zu machen.“ (P9, 11:3).

„Außerdem wollten wir auch mehr Leute aus dem Bezirk, aus unserer Wohngegend kennenlernen.“ (P1, 3:2).

Für viele steht bei der Teilhabe an einem Gemeinschaftsgarten aber auch der Anbau von Gemüse im Vordergrund. Außerdem ist es den GärtnerInnen ein Anliegen, Kenntnis über die Herkunft ihrer Lebensmittel zu haben. P12 bringt außerdem zum Ausdruck, dass Supermärkte für ihren Lebensmitteleinkauf nicht in Frage kommen und begründet dies wie folgt:

„Ich kaufe nicht gerne im Supermarkt ein, weil ich finde, dass man

dadurch den Bezug zum Essen verliert! Ich kaufe aber auch nicht gerne auf Märkten ein, weil die nicht wesentlich besser sind als Supermärkte – außer manche Wochenmärkte, auf die ich schon gehe.“ (P12, 14:2).

Die Mehrheit der interviewten NutzerInnen genießt neben dem selbstgezogenen Obst, Gemüse und Kräutern und dem Werken im Garten zudem die Tatsache, im Freien und von Natur umgeben zu sein.

„Wir haben gesagt, dass es eine gute Möglichkeit wäre, auch in Wien ein bisschen mehr mit Natur zu tun zu haben und nicht nur in die Natur zu gehen.“ (P3, 3:3).

Darüber hinaus führt P9 an, dass politische sowie ökologische Motive weiterer Anreiz für die Nutzung des Gemeinschaftsgartens waren:

„Durch mein politisches Interesse bin ich auf das Thema Urban Gardening gekommen. (...) Außerdem interessiert mich der ökologische Aspekt.“ (P9, 11:1, 11:2).

5.2 Nutzungsinteresse der GemeinschaftsgärtnerInnen

Das überwiegende Interesse an der Nutzung eines Gemeinschaftsgartens liegt laut Angaben der InterviewpartnerInnen im Anpflanzen von Gemüse. Dabei betonen die Gärtnerinnen und Gärtner, dass es ihnen besonders um den *Eigenanbau* und das Auseinandersetzen mit den Pflanzen geht.

„Es ist eines meiner größten Interessen, Gemüse anzubauen und viel auszuprobieren und einfach den Pflanzen beim Wachsen zuzusehen. Wenn man das liebt, will man das praktizieren!“ (P8, 10:3).

Das Befassen mit dem Grün, also zu sehen, was die Pflanzen brauchen, welche Pflanzen zusammenpassen und wie welche Pflanzen angebaut werden ist ein

weiterer Aspekt, der für die HobbygärtnerInnen von Bedeutung ist. Der Lerneffekt, der mit der Gartenarbeit einhergeht, wird dabei von vielen als wertvoll erachtet.

„Das Lernen übers Gärtnern und das Gemüseanbauen ist eine Kompetenz, die wir uns im Laufe des Tuns aneignen. Wir haben ja genug Nachbarn, die sich besser auskennen als wir und wir um Tipps fragen können, weil wir da wirklich eher zu den Anfängerinnen gehören. Es sind auch Leute hier, die gärtnern und sich sehr gut auskennen, wovon wir natürlich profitieren.“ (P10, 12:3).

Außerdem wird ein Garten als Kommunikationsträger wahrgenommen, um Kontakte zu gewinnen und zu pflegen. Es ist ein Ort, an dem man oft zufällig Leute trifft und kennenlernt, mit denen man ähnliche Interessen teilt und sich austauschen kann. Oft sind es nicht vereinbarte Treffen, die Konversation auslösen, sondern spontane Gelegenheiten, wie auch P6 bestätigt:

„(...) was mir auch besonders gut gefällt ist, dass man gemeinsam gärtner, dass man eben nicht alleine in den Garten kommt, sondern der Garten auch immer wieder eine Art Treffpunkt ist, an dem spontane Kontakte entstehen oder spontane Kommunikation entsteht, die ungeplant ist. Das ist, finde ich, das Schöne daran: dass man sich nicht explizit trifft, um sich auszutauschen, aber es passiert einfach.“ (P6, 8:3).

P13 meint zudem, dass sie den Gemeinschaftsgarten häufig ausschließlich wegen dem zwischenmenschlichen Dialog aufsucht und weniger wegen dem Gärtnern:

„Mein Mann sagt spaßhalber immer zu mir, dass ich ohnehin nur in den Garten gehe, um zu reden. Das ist auch so!“ (P13, 15:7).

Gemeinschaftsgärten dienen – wie der Name schon erläutert – auch dem Arbeiten im Kollektiv. Das bedeutet nicht zwingend, dass ein Gemeinschaftsbeet zur Verfügung stehen muss. Man tätigt seine Gartenarbeit jedoch nebeneinander auf dem jeweils eigenen Beet, unterhält sich dabei und ist in Gesellschaft.

„Man gärtuert dann auch gemeinschaftlich, insofern dass man sich übers Gärtnern austauscht oder auch über anderes. Es ist auch fein, das nicht alleine zu machen!“ (P7, 9:6).

Auch der Selbstversorgeraspekt ist den interviewten Personen hinsichtlich des Nutzungsinteresses wichtig. Während P12 von dieser Idee überzeugt ist, äußert P9 Skepsis:

„Grundsätzlich möchte ich mich zum Teil von dem ernähren, was ich anbaue. Oder es herschenken, um die Idee zu verbreiten, dass man sich sein eigenes Gemüse anpflanzen kann.“ (P12, 14:4).

„Das Projekt hat mich auch interessiert, um zu schauen, wie viel Gemüse man bekommt und wie viel Prozent der Ernährung man mit so einem kleinen Projekt decken kann. Ob es wirklich sinnvoll ist, wird man sehen! Ich denke, es wird auch in Zukunft interessant werden zu sehen, ob es wirklich eine Alternative ist.“ (P9, 11:8).

Essenziell ist dabei auch das Wissen über Herkunft und Behandlung der selbstgezogenen Nahrungsmittel und die Sortenvielfalt, die man selbst beeinflussen kann. Noch dazu wird das eigene Gemüse wegen des Geschmacks und dem Beitrag zur Umweltschonung dem gekauften vorgezogen.

„Das Gemüse essen zu können, von dem ich weiß, woher es kommt. Dass es nicht in Plastik verpackt ist und man somit keine Tonnen von Müll produziert. Außerdem schmeckt es viel besser!“ (P9, 11:7).

Der Gemeinschaftsgarten wird von seinen Nutzerinnen und Nutzern ferner als Ergänzung des Balkons gesehen, der zwar kein Eigentum darstellt, jedoch die Möglichkeit von Aktivität im Freien bietet und die Stadt belebt. Einige bezeichnen diese grünen Flächen sogar als Oasen, die für Ausgleich und Erholung im Alltag sorgen.

„Mir geht es vor allem auch darum, dass ich bevor ich in der Früh in

die Arbeit gehe oder nachdem ich aus der Arbeit komme und am Heimweg bin, abzuschalten und das kann man im Garten sehr gut. Das ist ein wichtiger Aspekt!“ (P2, 4:5).

Nach der Sichtweise der interviewten Person P14 ist es auch entscheidend, dass Leute aktiv werden und öffentlichen Raum als ihren bzw. gemeinsamen Raum wahrnehmen. Die Leute sollen durch die Stärke der Selbstorganisation öffentlichen Raum neu und für sich gestalten und sich als Teil davon sehen.

5.3 Vordergründige Nutzung: Gemüseanbau

Laut den Aussagen der Mehrheit der InterviewpartnerInnen liegt der wesentliche Nutzungsaspekt auch hier wieder im Anbauen von Gemüse. Dabei geht es den Gärtnern und Gärtnerinnen auch um Erfolge beim Ernten und eine optimale Nutzung der zur Verfügung stehenden Fläche – kann eine Gartenfrucht früher eingebracht werden, wird wieder etwas Neues eingepflanzt. Die Gewinnung von eigenem Gemüse und das Wissen, wie es behandelt wurde und gewachsen ist, wird dabei vielfach als wichtiger Punkt genannt. Außerdem bevorzugen die HobbygärtnerInnen den Kontakt zur Natur und somit gleichzeitig zur frischen Luft. Als bedeutend wird ebenfalls der Faktor der ökologischen Anbauweise, also etwa keine Spritzmittel zu verwenden, angesehen. Entscheidend ist noch dazu die Tatsache, nicht mehr in Supermärkten Obst und Gemüse einkaufen zu müssen, sondern persönliche Favoriten anzubauen und zu genießen. Zentraler Aspekt ist zudem, Gartenarbeit auszuprobieren und zu erfahren, welche äußeren Einflüsse für produktiven Gemüseanbau maßgebend sind. Dabei fällt auch das Schlagwort der Ernährungssouveränität:

„Mir geht es schon sehr stark um den Anbau von meinen eigenen Lebensmitteln, also von Gemüse, Obst und Kräutern. Das hat auch ein Stück weit mit Ernährungssouveränität zu tun.“ (P3, 5:2).

An zweiter Stelle der vordergründigen Nutzungsaspekte wird das Miteinander genannt, das Gemeinschaftliche. Die InterviewpartnerInnen schätzen es, gemeinsam Zeit zu verbringen, also miteinander zu arbeiten, zu feiern und

einander zu helfen. Manchmal wird es auch als Herausforderung empfunden, mit seinen BeetnachbarInnen und den anderen GartenbenutzerInnen auszukommen. Auch das Bedürfnis, sich in der Gruppe als Mitglied zu konstituieren und bei Gemeinschaftstätigkeiten mitzuwirken, wird als wesentlich angesehen.

„Einfach dieses miteinander Arbeiten, einander Helfen und das miteinander Feiern. (...) Das ist einfach vom Gedanken her sehr schön!“ (P1, 3:10).

5.4 Ausmaß der Selbstversorgung durch den Gemeinschaftsgarten

Nach Schätzungen der interviewten GärtnerInnen ist eine Selbstversorgung durch den urbanen Garten für sie und ihre Familien zu 5 bis 15% möglich. Dabei spielen jedoch auch die eigene Motivation sowie jene der PartnerInnen und die jeweiligen Lebensumstände eine Rolle – also wie viel Zeit und Mühe man tatsächlich in die Gartenarbeit stecken kann und will.

Einigen fällt die Quantifizierung in Grade oder Kategorien allerdings schwer. Diese Personen schildern, dass sie sich in der Hoherntezeit (Sommer bis Herbst) teilweise bis gänzlich von den Früchten ernähren können, die ihnen der Garten bietet. Gemüse, welches durch optimale Lagerung lange haltbar gemacht werden kann – wie etwa Erdäpfel – reicht je nach Ernte und Haushalt sogar bis zu Beginn des neuen Jahres. Oftmals werden Früchte eingekocht, eingefroren, zu Saucen oder anderen Gerichten verarbeitet, um länger davon Gebrauch zu machen. Zudem ernten manche Gärtnerinnen und Gärtner in der Hochsaison nach eigenen Aussagen beinahe schon zu viel und verschenken ihr Gemüse häufig.

„In der Hoherntezeit haben wir fast zu viel. Da schenke ich auch Kolleginnen und Freundinnen etwas.“ (P10, 5:5).

Vielen geht es indessen nicht darum, sich mithilfe ihrer Beete eigens zu versorgen, sondern um Frische und Qualität. Nach Äußerungen der InterviewpartnerInnen ist es sinnvoll, sich nach dem Garten zu richten, also das zu nutzen, was er vorgibt.

Überdies liegt die Besonderheit darin, gerade in der Haupterntesaison jeden Tag etwas servieren zu können, das aus dem eigenen Garten kommt, wie auch P4 meint:

„Das ist einfach schön, dass jeden Tag etwas auf dem Tisch ist, das aus dem eigenen Garten kommt!“ (P4, 6:10).

Ausschlaggebend ist für einen Großteil der interviewten GärtnerInnen die Bedeutsamkeit, die den selbst gezogenen Früchten zukommt. Mit eigener Hand mühsam groß gezogenes Gemüse und Obst nimmt einen ganz anderen Stellenwert ein als bequem gekauft. Zudem wird es als unbezahlbar angesehen, was einen Kostenvergleich erschwert. Daher würde solch ein Lebensmittel auch niemals einfach im Müll landen, sondern immer aufgebraucht werden.

„(...) von dem, was es ist, ist es viel bedeutender. Ich würde nie ein selbstgezoogenes Radieschen oder Salat wegschmeißen. Wenn man den Salat im Supermarkt kauft, kann das schon passieren. Mit mühsam selbstgezoogenem, beobachtetem Gemüse passiert das nicht! Es bekommt einen größeren Stellenwert und mehr Intensität. Dass ein Radieschen oder ein Salat aus unserem Garten ist, macht es an sich schon besser! Nicht etwa, weil es vergleichbare Werte sind. Aber dieses „Das ist unseres! Das haben wir selbst hergestellt!“ macht es besser. Der Aspekt des Eigenen ist mir dabei wichtig!“ (P 13, 15:21).

Einige NutzerInnen sehen die Selbstversorgung darüber hinaus lediglich als Teilversorgung, da ihre eingefahrenen Mengen oft nur minimal sind. Häufig wird auch die offerierte Fläche als zu klein erachtet, um eine effektive Bereitstellung selbst angebauter Nahrungsmittel zu gewährleisten. Milch- und Mehilverarbeitungsprodukte sowie Getreide und Fleisch etc. werden obendrein freilich auf kommerziellem Weg beschafft. Der Selbstversorgeraspekt kann deshalb metaphorisch betrachtet werden, indem man seine Durchführbarkeit (theoretisch) darstellt.

„Von der Menge her ist es verschwindend gering! Deswegen würde ich

sagen, dass es an der Stelle wahrscheinlich symbolisch zu verstehen ist. Man zeigt und sieht, dass es möglich ist. Man bekommt es hin, müsste es aber viel effektiver und nicht so experimentell und beliebig machen wie wir. Von bodenverbessernden Maßnahmen, über geschickte Fruchtfolge, absolut geschickte Platznutzung, Einplanung der Sonnen- und Windverhältnisse, könnte man da alles machen. Wir machen es eher aus Spaß!“ (P13, 15:16).

Mehr als die Hälfte der Gärtner und Gärtnerinnen geben an, dass ihnen der Aspekt der Selbstversorgung (sehr) wichtig ist, während ihn der Rest für weniger bzw. unwichtig hält. Gegner dieses Faktors begründen ihre Aussage zum einen mit den durch Mangel an Fläche gesetzten Grenzen. Andererseits geht es einigen lediglich darum, Sachen auszuprobieren bzw. ihren Kindern zu zeigen, dass der Ursprung der Früchte nicht in Geschäften liegt. Der Sinn eines Gemeinschaftsgartens wird nicht in der Eigenversorgung dadurch gesehen, da das Konzept ansonsten sehr lückenhaft wäre.

5.5 Gründe für das Funktionieren des Gemeinschaftsgartens als gemeinschaftliche Organisation

Laut der Behauptungen der überwiegenden Zahl der InterviewpartnernInnen steht das Funktionieren des Community Gardens als gemeinschaftliche Organisation außer Frage. Die meisten sehen sich als Teil der etablierten Gruppe und haben das Gefühl, sie sei intakt. Hervorgehoben wird dabei die Wichtigkeit, gemeinsame Arbeiten zu erfüllen sowie die Partizipation daran und Entscheidungen hinsichtlich des Gartens miteinander zu fällen.

Da die Kollektive in der Regel recht groß sind, können verschiedene Interessensschwerpunkte kaum verhindert werden. Die Folge sind unendliche Diskussionen, die Gefahr laufen, sich im Detail zu verlieren. Umso erforderlicher sind die gegenseitige Unterstützung und die Eigenverantwortung, sich selbst einzubringen. Die Gemeinschaften basieren daher auf gegenseitiger Rücksichtnahme sowie dem nötigen Respekt. Zudem bieten kleine Projekte in Form von unterschiedlichen Arbeitsgruppen – Kompostgruppe, Zaungruppe etc. –,

bei denen die Arbeit auf- bzw. eingeteilt wird, die Möglichkeit der intensiven Beschäftigung mit dem jeweiligen Thema und vor allem auch Aufbau und Festigung der Gemeinschaft.

„Im Grunde genommen, ist die Idee, dass jeder Mensch und jede kleinere Gruppe sich auf etwas spezialisieren kann und so zur Gemeinschaft beitragen kann. Es wird also die Arbeit aufgeteilt.“ (P12, 14:22).

Während sich ein Garten auf Engagement gründet und basisdemokratisch funktioniert, laufen Beschlüsse in einem anderen eher informell ab. Der formlose Gemeinschaftsgarten bietet daher weder regelmäßige GärtnerInnentreffen, noch gibt es Personen, die sich verantwortlich dafür fühlen, solche zu organisieren. Entscheidungen werden aus diesem Grund vielfach nebenbei getroffen. Im Gegensatz dazu erfordert der andere Garten mehr Zeit, da monatliche Besprechungen feststehen. Obwohl diese Treffen nicht verpflichtend sind, empfiehlt sich die Teilnahme zur Mitbestimmung von Entschlüssen und Äußerung von Problemen oder Schwierigkeiten.

„Man muss darin Zeit investieren! Im Endeffekt muss man seine Prioritäten so setzen, dass man sich Zeit dafür nimmt. Es gibt monatliche Treffen, die nicht verpflichtend sind. Diese finden nach der normalen Arbeitszeit statt, also zwischen sechs und acht Uhr abends, weil da die meisten Leute kommen können. Außerdem gibt es ein Rotationssystem, also nicht immer am selben Wochentag, damit gewährleistet ist, dass alle einmal da sein können. Diese Treffen dienen dazu, dass man sich gegenseitig austauscht, Probleme bespricht, Gemeinschaftsanschaffungen bespricht oder auch die Zusammenarbeit mit den Anrainern und Behörden bespricht. Einmal im Monat so ein Treffen ist dann doch recht viel! Es ist auch nicht verpflichtend, aber es wäre gut, wenn man hinget, weil man dadurch seine Stimme gibt.“ (P12, 14:15).

Nachdruck wird von vielen interviewten Personen auf die Tatsache gelegt, dass es

wie in jeder Organisation auch in dieser Menschen gibt, die darin aktiver sind und welche, die sich stärker passiv verhalten. Jene, die tatkräftig mitwirken und sich viel einbringen, tragen den Garten und somit das Funktionieren der Gemeinschaft mit. Häufig ist es immer das gleiche Drittel, das sich um die Kommune bemüht und die Aufgaben für alle übernimmt. In mancher Hinsicht könnte man deshalb behaupten, dass die Gemeinschaft nicht optimal funktioniert, weil die Aufgabenverteilung stets auf eine kleine Gruppe eingeschränkt bleibt. Die Beteiligten akzeptieren das jedoch, weil ihnen „ihr“ Garten wichtig ist, sie Ordnung und keine Beschwerden von außen wollen; wie auch P1 bestätigt:

„Auf der anderen Seite kann man nicht sagen, dass es nicht funktioniert, weil es dieses Drittel ja macht. Man sagt dann: „Okay, ich mache es, weil mir es einfach wichtig ist! Ich scheue mich auch nicht davor, zwei Sonntage Laub zu rechen, denn im Großen und Ganzen will ich einfach, dass der Garten ordentlich aussieht und sich die Nachbarn oder Anrainer nicht beschweren etc.“ Von dem her funktioniert es schon!“ (P1, 3:22).

Betont wird überdies von insgesamt zehn Interviewten, dass die positiven Aspekte überwiegen, obwohl man oft hinsichtlich bestimmter Verhaltensmuster anderer Leute Großzügigkeit zeigen muss. Unterschiedliche Auffassungen sind zwar häufig, man kann aber immer über alles reden und Lösungen finden. Ausdrücklich erwähnen die Gärtnerinnen und Gärtner, dass eine „Schrebergartenmentalität“ unerwünscht und nicht vorhanden ist.

„Man kann aber über alles reden! Alle, die hier mitmachen, zeigen einen guten Willen! Diese Schrebergartenmentalität an jeder Kleinigkeit herumzumeckern ist nicht vorhanden! Das liegt aber auch am Klientel!“ (P13, 15:28).

5.5.1 Kommunikation und Teilnahme als gemeinschaftliche Stärke

Die Stärken sehen die Befragten in der vielfachen Ideeneinbringung, die aus der Beteiligung mehrerer entspringt. Noch dazu können Erledigungen und Aufgaben

rascher und effektiver in einer Gruppe bewerkstelligt werden. Auch die Freiräume, welche diese Form eines Gartens bietet, werden als Vorzug erachtet: Manche sehen ihn als Rückzugs- und Erholungsgebiet, andere wollen Spaß darin haben. Die Ungezwungenheit, die in den meisten Gärten vorherrscht, wird als angenehmer Aspekt empfunden.

„Die Stärken sind bei mehreren Personen sicher, dass viele Ideen eingebracht werden können. Auch wenn etwas zu erledigen ist, geht das schneller, wenn mehrere Leute daran beteiligt sind, als wenn man alleine ein Vorhaben ansetzt. Man kann eben aus mehr Ideen schöpfen und diese umsetzen.“ (P11, 13:14).

Ein weiterer Vorteil ist das Potential eines Gartens, Leute zusammenzuführen, und die intensive Kommunikation. Kontakte entstehen oft zufällig und sporadisch, sind dafür aber gleich sehr nahe. Die InterviewpartnerInnen empfinden zusätzlich die Tatsache, ihre lokale Nachbarschaft besser zu kennen, als Stärke. Ein Garten „zwingt“ Menschen, Konversation zu führen und sich miteinander auseinanderzusetzen:

„Ein Garten hat schon ein irrsinniges Potential, Leute zusammenzubringen! Dadurch, dass man zusammen im Garten arbeitet, dass man sich kennenlernt, dass man einen Nachbarn, mit dem man sonst vielleicht überhaupt nicht redet, dort trifft, kommt man mit Leuten in Kontakt, mit denen man sonst eher nicht reden würde. Man ist dann auch gezwungen nachzufragen, ob ein Nachbar den Garten gießen kann, wenn man selbst nicht da ist oder ob ein Nachbar Samen zum Einsetzen hat, die man selbst noch nicht hat und tauschen kann. Das ist alles ein Mittel, wie man mit Leuten in Kontakt kommt. Ein Garten hat etwas irrsinnig Kommunikatives!“ (P2, 4:9).

5.5.2 Mangelnde Gemeinschaft als Schattenseite/Schwäche in der Gemeinschaft

Eine häufig genannte Schwäche sind die Probleme, die hervorgerufen durch eine

Vielzahl von Menschen, auftreten. Schwierigkeiten ergeben sich nach Aussagen der Befragten besonders dann, wenn man sich zu sehr in die Angelegenheiten anderer einmischt. Gemeinsames Arbeiten an einer Sache birgt die üblichen Nachteile bzw. Gefahren in sich: Begegnen sich verschiedene Vorstellungen, geraten die unterschiedlichen Charaktere oftmals aneinander.

„Es ist immer schwierig, wenn viele Leute auf einen Haufen sind und „gemeinsam“ an einer Sache arbeiten. Da gibt es immer wieder Probleme! Es gibt Streitereien – meiner Ansicht nach vor allem dann, wenn man sich in andere Angelegenheiten einmischt. Es kommt natürlich immer auf die Charaktere an. Das ist einfach sehr unterschiedlich! Meistens sind das immer bestimmte Charaktere, die einen Streit hervorrufen oder wo ein Streit entsteht. Bei anderen ist das einfach so! Das ist, finde ich, sehr vom Charakter abhängig. Solche, die Probleme machen, gibt es immer!“ (P8, 10:9).

Interessanterweise fehlt einigen auch der Fokus auf die Gemeinschaft. Vor allem in großen Gemeinschaftsgärten kennen die GärtnerInnen nicht alle Mitglieder und empfinden die Gemeinschaft folglich als wenig stark. Sie wünschen sich, die Gemeinschaft mehr zu zelebrieren. Häufig ist es jedoch nicht einfach ein gemeinsames Treffen zu organisieren, da einerseits ein für die Mehrheit passender Termin gefunden werden muss, andererseits dann nicht einmal alle angekündigten Personen erscheinen.

„Aber wenn man sonst herkommt, kommen Leute, die ich oft nicht kenne. Ich weiß nicht, wer das ist oder wie die heißen oder wo die ihr Feld haben. Man könnte die Gemeinschaft ein bisschen mehr zelebrieren.“ (P10, 12:26).

5.6 Zufriedenheit als Komponente einer funktionierenden Gemeinschaft

Immer wieder wird von den GärtnerInnen größtenteils betont, dass sie sehr bzw. absolut zufrieden mit den anderen Nutzern und Nutzerinnen sind:

„Die Leute sind super, ich bin absolut zufrieden!“ (P9, 11:25).

Zu einem überwiegenden Teil beruht die Zufriedenheit offenbar darauf, dass die gleichen bzw. ähnlichen Interessen geteilt werden. Die Mitglieder fühlen sich in ihrer Tätigkeit nicht durch die anderen eingeschränkt und können sich so im Garten ausleben. Der Austausch untereinander, etwa über Zustand und Pflege der Pflanzen, funktioniert meistens sehr informell, wie mit folgendem Zitat belegt wird:

„Jeder macht ganz wunderbar selbst etwas! Sich untereinander austauschen, was wie und wo wächst, geht sehr informell.“ (P13, 15:32).

Als positiv empfunden wird die Konversation mit anderen und der dadurch hervorgerufene Lerneffekt – wie man etwa mit gewissen Problemen umgeht bzw. wie man sie lösen kann. Hervorgehoben wird überdies die Freude und der Spaß am Gärtnern, wodurch positive Energie auf die anderen übertragen wird. Aus diesem Grund reagieren auch außenstehende Personen sehr stark und befürwortend auf diese Projekte. P14 ist der Meinung, dass der Gemeinschaftsgarten zudem ein wenig Landatmosphäre in die Stadt gebracht hat:

„Ich würde sagen, es ist ein ganz guter Geist hier drinnen. Ich denke, dass es jedem viel Spaß und Freude macht. Da strahlt etwas absolut Positives auf das aus, was hier passiert! Die Leute reagieren auch total stark darauf. Im positiven Sinn! Es gefällt ihnen, weil plötzlich ein bisschen Landatmosphäre mitten in der Stadt herrscht.“ (P14, 16:24).

Oft entstehen innige Kontakte bis hin zu Freundschaften mit den anderen NutzerInnen. Trotzdem kann es besonders in größeren Gemeinschaftsgärten vorkommen, dass man gar nicht alle Teilnehmer kennt. Ist die Gruppe recht groß und herrscht zudem regelmäßige Fluktuation, sieht man häufig auch fremde Gesichter. Umso mehr werden die gefestigten Verbindungen gepflegt:

„Was ich schön finde, ist, dass sich mit manchen einfach Freundschaften entwickelt haben. Die sieht man regelmäßig, die trifft

man auf der Straße, mit denen spricht man auch über Dinge abseits des Gartens und andere nimmt man vielleicht nicht einmal so richtig wahr. Mit manchen hat man intensiveren Kontakt und mit manchen weniger intensiven.“ (P1, 3:26).

Laut den Aussagen der Befragten wird auch die Diversität der Gärtnerinnen und Gärtner, die meist durch Los entschieden wird, sehr geschätzt. Die Mixtur aus verschiedenen Altersgruppen – Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen und älteren Leuten – sowie die unterschiedlichen ethnischen Hintergründe finden vielfach Zustimmung.

„Ich finde es gut, dass es sehr verschiedene Menschen sind. Es ist zufällig entstanden und war keine Auswahl, dass aus jeder Altersgruppe jemand kommen sollte. Ich finde es gut, dass hier Kinder und Jugendliche und Erwachsene sind. Darüber bin ich zufrieden!“ (P12, 14:27).

Die Zufriedenheit mit den anderen Nutzern und Nutzerinnen ist also für viele ein wichtiges Glied, das zum Funktionieren der Gemeinschaft beiträgt. Dennoch wird auch geäußert, dass es eben nicht um den Anspruch des Zufriedenseins mit den anderen geht. P1 gibt ausdrücklich an, dass dieser Punkt für sie nicht wesentlich ist, weil sie sich mit ihrer Familie am Garten erfreuen will. Sie bezieht die Zufriedenheit mit den anderen GärtnerInnen vordergründig auf die gemeinsam zu erfüllenden Aufgaben – etwa den Gartendienst – und will sich nicht ärgern, wenn diese von jemandem vernachlässigt werden. Zentrales Anliegen ist ihr der Genuss, den Garten benützen zu dürfen, zu dem sie auch die Bewerkstelligung verschiedener Aufgaben zählt:

„In erster Linie geht es für mich daher nicht um eine ernste Sache, sondern das ist etwas, was ich genießen will, wo ich einfach mit gutem Gewissen sagen will: „Dafür, dass ich diese Fläche nutzen darf – was nicht selbstverständlich ist – verhalte ich mich auch den Regeln entsprechend und dazu gehört auch die Erfüllung bestimmter Aufgaben.“ Dafür ist das für mich okay. Ob das andere auch so sehen

oder weniger so sehen, darüber will ich mir gar nicht viele Gedanken machen. Zum Glück ist das auch nicht meine Aufgabe. (...) Wie gesagt, glaube ich nicht, dass es darauf ankommt, ob ich mit den anderen NutzerInnen zufrieden bin oder nicht. Das muss jeder selber wissen. So erwachsen ist jeder!“ (P3, 3:35, 3:33).

Berührungspunkte, die für Disharmonie sorgen, werden auch immer wieder erwähnt. Meistens jedoch mit dem sofortigen Nachsatz, dass sie eher klein, unbedeutend und rasch lösbar sind. Angegeben werden etwa Probleme mit den unmittelbar angrenzenden Beetnachbarn oder Konflikte über die Raumnutzung, wie aus folgendem Zitat hervorgeht:

„So gibt es halt immer wieder Konflikte über die Raumnutzung. Aber meistens kann man das dann doch irgendwie klären.“ (P3, 5:38).

Es kommt überdies vor, dass manche GärtnerInnen unterschiedliche Einstellungen haben und Probleme auf ihre eigene Art lösen möchten. Für Unmut sorgt in den meisten Fällen auch, wenn ein Beet überhaupt nicht genutzt wird.

„Ich sehe, dass manche Beete nicht genützt werden. Das finde ich schade, weil ich denke, dass es jemand anderer nützen könnte, wenn diese Person es nicht will – da kann man ja kommunizieren. Mit denjenigen, die abwesend sind, komme ich also nicht so gut zurecht.“ (P12, 14:25).

Das Verhalten der anderen übt zeitweise Verwunderung aus. Viele kommen mit unterschiedlichen Vorstellungen in einen Gemeinschaftsgarten, haben unterschiedliche Motive und Gründe für die Teilnahme: Während die einen ausprobieren wollen, welche Tomatensorte ihnen am besten schmeckt, sehen die anderen den pädagogischen Sinn für ihre Kinder dahinter. Üblicherweise finden die verschiedenen Standpunkte jedoch unter Ausübung von Toleranz Platz in einem Gemeinschaftsgarten.

„Spannend ist, dass jeder seine eigenen Vorstellungen in den Garten

mit hineinträgt. In der Regel bzw. im Idealfall haben diese verschiedenen Vorstellungen auch Platz im Gemeinschaftsgarten. Es kann da auch Toleranz geübt werden, z.B. wenn das Nachbarbeet viel wilder aussieht als das eigene, kommen manchmal Ängste auf, dass etwa Unkraut oder Schnecken hinüber wandern. Im Endeffekt verläuft das aber meistens ganz friedlich! Bis auf wenige Ausnahmen.“ (P6, 8:14).

Um einen schönen gemeinsamen Ort zu schaffen, ist Eigeninitiative und Engagement von Vorteil. Die Mehrheit der InterviewpartnerInnen ist mit der Gesamtsituation zufrieden und ist der Meinung, dass Probleme und gröbere Meinungsverschiedenheiten eher die Ausnahme sind. Gärtnerische Höhen und Tiefen erleben alle immer wieder, trotzdem funktioniert der Zusammenhalt in den Gruppen gut.

5.6.1 Liberalität zwischen den Nutzern und Nutzerinnen

Das Gefühl, ausgenutzt zu werden, hat bis auf eine Person keiner der Interviewten. P5 bezieht sich dabei jedoch vordergründig auf die Tatsache, dass der Gemeinschaftsgarten, in dem sie tätig ist, der erste initiierte in Wien war. Darum fiel ihr ganz besonders auf, dass viele Leute im Vorbeigehen Bemerkungen machten und beinahe auf einen Platz im Gemeinschaftsgarten bestanden. Aufgrund der Aktualität dieses Themas sah sie es schließlich aber als Annehmen der Idee:

„Einer hat mich einmal angesprochen: „Ich muss auch pflanzen! Ich brauche auch einen Platz bei euch!“ Manche fordern das schon mit einer Selbstverständlichkeit ein, einen Platz zu bekommen. Das ist eigentlich ein positives Ergebnis von unserer Arbeit. Zuerst dachte ich: „Das ist aber ganz schön dreist!“ (...) Es spricht sich dann eben herum, dass es eine schöne Sache ist! Das ist aber kein Ausnutzen, sondern eher ein Aufspringen oder ein Annehmen der Idee!“ (P5, 7:27).

Nach den Aussagen der Mehrheit der InterviewpartnerInnen fühlen sich diese überhaupt nicht ausgenutzt – weder durch den Gemeinschaftsgarten an sich, noch durch seine Nutzerinnen und Nutzer. Während die einen jedoch die Freiheit genießen, sich so viel einzubringen, wie sie möchten, wünscht man sich von anderen mehr Beteiligung.

Bei Gemeinschaftstätigkeiten wird auch stets versucht, alle miteinzubeziehen. Obwohl es häufig dieselben Personen sind, die schließlich daran teilnehmen, wird das trotzdem akzeptiert:

„Wenn Gemeinschaftstätigkeiten anstehen, heißt es nicht: „Montag, um drei sind alle gestellt!“ Sondern es kommt eine Anfrage, was zu machen ist und wer Zeit hat. Es sind dann auch meistens dieselben, die Zeit haben und können und machen. Da muss man sich bewusst sein, dass nur einige da sind, wenn man kommt. Meistens sind es eben immer dieselben, die kommen, helfen und Interesse haben, dass etwas weitergeht. Andererseits kann es bei jedem einmal so sein, dass er es eben nicht schafft. So lange ein paar Leute zusammenkommen – manche sind halt engagierter, andere weniger – passt das. Wenn man sich nicht engagieren will, muss man es nicht tun. Ich denke, das muss jeder für sich selbst ausmachen.“ (P15, 17:37).

Dass manche weniger Engagement zeigen als andere, wird durchaus als vorteilhaft gesehen – gerade in großen Gruppen – wie folgendes Zitat belegt:

„Manchmal würde ich mir von anderen wünschen, sich mehr einzubringen. Aber andererseits gibt es 30 Mitglieder bzw. Parteien mal der jeweiligen Familie, plus 15 außerordentliche Parteien. Das sind dann fast 100 Leute, die zusammenkommen. Wenn dann jeder immer total viel mitsprechen will, funktioniert das auch nicht. Es ist also schon auch gut, dass manche das mehr in die Hand nehmen und andere weniger. (...) Ich habe das Gefühl, es läuft ganz gut und ist auch ganz gut aufgeteilt.“ (P 4, 6:24).

Die Gärtner und Gärtnerinnen äußern allesamt Zufriedenheit mit „ihren“ Gärten und viele sehen ihn als Geschenk an. So auch P10:

„Es ist ein totales Geschenk hier! (...) Es ist ein Geschenk von A bis Z! Es ist so unkompliziert, es kostet so wenig, für uns ist es so nahe, es kümmert sich jemand ums Wasser, es ist genügend Werkzeug da, es wird eingekauft und es gibt auch genügend Geld, um Sachen einzukaufen. Es ist von A bis Z super!“ (P10, 12:36).

5.6.2 Kommunikation als Schlüssel zur Konfliktlösung

Treten Spannungen oder Probleme auf, gilt der Dialog als goldene Regel. Das persönliche Gespräch wird dabei häufig dem Schreiben von Emails vorgezogen, um die Lösung einer Schwierigkeit zu finden. Viele bevorzugen die Gruppentreffen, um Beschwerden oder Meinungen zu äußern. Dort wird schließlich so lange diskutiert, bis ein für alle zufriedenstellender Kompromiss gefunden wird. Droht eine Diskussion zu eskalieren, sind Geduld und Verständnis angebracht, um diese nicht noch weiter anzuheizen. Findet man einen gemeinsamen Punkt, kann man die Problematik seines Gegenübers besser verstehen. Wesentlich ist, die Entscheidungen nicht alleine zu treffen, sondern im Kollektiv. Damit sich keiner ungehört, missverstanden oder vernachlässigt fühlt, ist es ratsam, alle Meinungen zu berücksichtigen.

„Mit Geduld und Verständnis! Ich versuche mich zu beruhigen, wenn ich nervös werde und reagiere erst dann. Manchmal kann ich das aber nicht! Ich versuche immer, den gemeinsamen Punkt zu finden. Wenn es sehr viele verschiedene Meinungen gibt und die Diskussion schon sehr haarig ist, sage ich den anderen, dass wir es geschafft haben, den Gemeinschaftsgarten zu gründen und dass wir überhaupt viel geschafft haben. Ich versuche mich nicht in Details zu verlieren und keine Diskussion anzuheizen. Es gibt Leute, die das gerne machen, aber ich versuche es nicht zu machen. Das Wichtigste ist Geduld und die Gemeinsamkeiten zu finden. Keiner soll beleidigt oder ausgeschlossen werden, egal wie dumm seine Aussage war. Aber das gelingt nicht

immer!“ (P9, 11:32).

Um eine friedliche Atmosphäre zu schaffen und keine „Schrebergartenstimmung“ aufkommen zu lassen, ist oft Fingerspitzengefühl gefragt. Kleinigkeiten sollten deshalb ausgeklammert und das eigene Wollen gezügelt werden. Denn letzten Endes soll ein Platz geschaffen werden, an dem sich alle willkommen fühlen. P14 bestätigt das mit folgendem Zitat:

„Naja, wie gesagt, muss man sein Wollen wirklich ein bisschen zurückschrauben, weil es ja im Grunde um nichts geht. Um was geht es schon? Es geht eigentlich darum, dass man gut auskommt, dass es ein angenehmer Platz ist, wo man überhaupt vermeidet einen Konflikt aufkommen zu lassen.“ (P14, 16:26).

Regeln, die alle kennen und beachten, sind für mehrere InterviewpartnerInnen eine gute Vorsorge zur Konfliktvermeidung. Schwierige Themen, deren Umgang noch nicht durch Regeln festgeschrieben ist, sollen ebenfalls als Richtlinien festgehalten werden.

„Präventiv kann darauf geachtet werden, dass Regeln aufgestellt werden, die möglichst für alle gelten. Wenn Konflikte auftauchen, die noch nicht über Regeln entschieden wurden, kann man etwa eine neue Regel entwickeln, die für alle gilt. Etwa, indem man sich gemeinsam trifft oder das gemeinsam per Email klärt.“ (P6, 8:15).

Die Mehrheit der befragten Personen gibt außerdem an, dass Gemeinschaft von jedem anders definiert und verstanden wird. Wichtig ist deshalb, dass nicht jeder nur seinen eigenen Bedürfnissen nachgeht, sondern sich nach der Gemeinschaft richtet. So können auch Unstimmigkeiten leichter aufgeklärt und bewältigt werden.

„Wenn man sich dessen bewusst ist, dass es ein Gemeinschaftsgarten ist und nicht ein Garten mit lauter Individualisten, die sich selbst versorgen wollen, und dass es um Gemeinschaftlichkeit geht, kann man auch leichter die Probleme lösen. Dann hat man kein so großes

Ego, das genau seine Sache durchziehen will, sondern man kann sein Ideal von einem Garten mehr loslassen, weil es um das Gemeinschaftliche geht. Das denke ich mir!“ (P4, 6:29).

Klassische Konflikte drehen sich meistens um Themen wie Unkraut, Beetgestaltung oder Schädlinge. Es kommt vor, dass Pflanzen des Nachbarbeetes sich unbeabsichtigt weit auf das nebenliegende ausbreiten. Jene, die davon betroffen sind, freut das nicht, weil eigene Pflanzen dadurch verdrängt werden. Wer hier kein Verständnis zeigt, Blätter einfach wegschneidet oder die Pflanze sogar ausreißt, sorgt selbstverständlich für Unmut.

Ansteckende Pflanzenkrankheiten oder sich rasch verbreitende Schädlinge sind zudem Themen, die Auseinandersetzungen mit sich bringen können:

„Das Thema Pflanzenkrankheiten, wie z.B. die Braunfäule bei den Paradeiserpflanzen im Herbst, wenn es schon viel regnet, ist auch immer aktuell, weil das z.B. eine ansteckende Krankheit ist. Darüber hatten wir voriges Jahr auch eine Diskussion, ob der Nachbar die betroffenen Pflanzen dann ausreißen oder einschreiten darf.“ (P15, 17:44).

Den Gärtnern und Gärtnerinnen ist aber sehr wohl bewusst, dass diese Probleme nicht schwerwiegend und durch Konversation bewältigbar sind. Die meisten sind ohnehin nur daran interessiert, friedlich ihr Gemüse zu ziehen und darum hält sich das Konfliktpotential in Grenzen. Fühlt sich keiner bevormundet bzw. ausgegrenzt, können Probleme meistens schnell und zielführend gelöst werden. Der Großteil der befragten Personen betont zudem, dass echte Konflikte die Ausnahme sind; wie auch das Zitat von P13 bekräftigt:

„Aber so richtige Konflikte haben wir nicht. Dass sich z.B. die einen unter einem Gemeinschaftsgarten etwas anderes vorstellen als andere oder dass sich irgendwelche Gruppen „bekriegen“.“ (P13, 15:38).

5.6.3 Austausch und Gemeinschaftsaktivitäten als Basis für den Aufbau eines Wir-Gefühls

Ein Gemeinschaftsgefühl wird von den Gärtnern und Gärtnerinnen definitiv wahrgenommen. Es entwickelt sich über das gemeinsame Tun und wenn man sich sieht. Je nachdem, wie gut sich die Leute untereinander vertragen und wie gut sie sich kennen, ist das Gemeinschaftsgefühl mehr oder weniger ausgeprägt. Zusätzlich ist P13 der Meinung, dass es durch eine Ansammlung kleiner informeller Akte – wie etwa ein Picknick oder Treffen – verstärkt wird:

„Außerdem auch durch Treffen, (...) ein Picknick oder dass Leute am Zaun stehen bleiben. Ich würde sagen, durch eine Ansammlung von kleinen informellen Akten.“ (P13, 15:41).

Das gemeinsame Organisieren einer Feier – wenn alle mit anpacken, etwas beisteuern und Überlegungen anstellen – übermittelt den Leuten ebenfalls ein Gefühl von Gemeinschaft:

„Bei Festen entwickelt sich immer ein Gemeinschaftsgefühl, wenn alle anpacken, etwas mitbringen, sich einbringen und sich Gedanken machen, welche Musik gespielt werden soll, wer was mit den Kindern macht, wer einen Kuchen bäckt und wer was mitbringt. Beim Organisieren von einem Fest gibt es, finde ich, ein Gemeinschaftsgefühl.“ (P4, 6:31).

Zwischen alteingesessenen GärtnerInnen, die bereits über eine längere Zeit im Gemeinschaftsgarten tätig sind, ist das Wir-Gefühl meistens besonders groß. Neuen TeilnehmerInnen wird oft Hilfe bzw. Unterstützung von den Beetrachbarn angeboten, um ihnen das Eingliedern zu erleichtern und sich so in der Gruppe gut aufgehoben zu fühlen:

„Meine Beetrachbarin hat mir angeboten, mich zu betreuen, wenn ich Fragen habe. Das finde ich sehr nett! Es sind auch alle sehr aufgeschlossen!“ (P11, 13:23).

Trifft man sich zufällig im Garten, setzt man sich häufig zusammen und kommuniziert – je nach dem, wie eng die Kontakte sind. Auch durch zwangsläufige, aus der Situation entstandene Kontakte – also etwa wenn gemeinsame Gartengeräte gesucht werden oder man sich um Bewässerungsmöglichkeiten kümmert – entfaltet sich unter den GärtnerInnen ein Wir-Gefühl.

„Ein Gemeinschaftsgefühl ist auch durch notwendige Kontakte entstanden, z.B. wer hat was wohin gestellt, wann gibt jemand welches Geld wofür zurück, muss die Regentonne regelmäßig gefüllt werden und wenn ja, wer macht das. Also aus der Situation entstandene Kontakte.“ (P13, 15:43).

P14 gibt zudem an, dass sie jedem Mitglied gegenüber eine gewisse, mehr oder weniger stark ausgeprägte Empfindung hat, weil es einfach Teil des Kollektivs ist:

„Man hat eigentlich zu jedem, würde ich meinen, den man hier drinnen trifft, ein bestimmtes Gefühl. Dass er oder sie dazu gehört. Er oder sie gehört einfach zu der Gruppe dazu. Mehr oder weniger stark.“ (P14, 16:39).

Berichtet wird auch, dass ein Wir-Gefühl durch das Abgeben von Verantwortung entsteht. Denn die Betroffenen haben die Sicherheit, dass auch dann der Garten weiterhin fortbesteht, wenn sie einmal weniger beisteuern. Wesentlich ist dafür auch die Tatsache, von den anderen gehört zu werden und sich bei anstehenden Fragen oder Problemen willkommen zu fühlen; wie das folgende Zitat bekräftigt:

„Für mich persönlich ist das Gemeinschaftsgefühl dadurch gegeben, dass ich auch Verantwortlichkeit abgeben kann. Dadurch entsteht es für mich, weil ich dann das Gefühl habe, dass es auch weiterläuft, wenn ich z.B. keine Zeit habe oder wenn ich mich eine Zeit lang weniger einbringe und dass es auch okay so ist. Das ist für mich ganz wichtig! Das ist auch ein Gefühl in der Gemeinschaft aufgehoben zu sein und dabei aber auch gehört zu werden, wenn ich etwas will oder

brauche. Dass ich mit meinen Fragen oder Problemen kommen kann, wenn ich welche habe oder wenn ich etwas einbringen will.“ (P4, 6:33).

Während manche Aussagen der InterviewpartnerInnen darauf hindeuten, dass durch den Garten Freundschaften entstanden sind und dadurch ein besonders starkes Gemeinschaftsgefühl, vertreten andere eine gegenteilige Meinung:

„Ob das aber so weit reichen würde, dass ich auch jemanden privat anfrage, wenn ich etwas brauche – z.B. bei etwas zu helfen – das ist dann eher nur ein kleinerer Anteil. Das ich von dort jemanden etwas fragen würde, was ich auch Freunde frage, hängt sehr von den Beziehungen ab, die man im Garten aufbauen kann bzw. aufgebaut hat. Diese Beziehungen sind aber nicht so, wie auf einer freundschaftlichen Ebene. Dass man sich z.B. auch außerhalb des Gartens trifft, ist bei mir eher weniger der Fall. Aber man versteht sich (im Großen und Ganzen).“ (P6, 8:21).

Noch dazu wird angegeben, dass gewiss nicht alle Beteiligten ein enormes Gemeinschaftsgefühl empfinden und dass es in Kleingruppen häufig stärker ausgeprägt ist. In großen Gemeinschaftsgärten besteht daher das Problem der Unüberschaubarkeit der Teilnehmer, wodurch dieses Gefühl gemindert wird.

„Wir sind einfach so viele Gärtner und der Garten ist so groß! Wir sind ein Gemeinschaftsgarten, in dem es relativ wenig Gemeinschaft gibt! Jemand hat einmal gesagt, es ist ein Gemeinschaftsgarten aus Individualisten.“ (P2, 4:23).

Trotzdem ist die eindeutige Mehrheit der Befragten der Meinung, dass sich ein Wir-Gefühl herausgebildet hat. Dazu tragen Gemeinschaftsaktivitäten bei, welche die NutzerInnen zusammenschweißen, weil der gemeinsame Garten dazu motiviert. Der Austausch über ein gemeinsames Projekt bzw. das direkte Herantreten an andere GärtnerInnen und Stellen von Fragen bietet ferner die Basis für den Aufbau eines Gemeinschaftsgefühls.

5.7 Ressourcenschonendes Teilen und Nutzen eines Gemeingutes

Vielfach wird die Meinung geäußert, dass einem Gemeinschaftsgüter das Teilen und Achtgeben auf Eigentum anderer vermitteln. Der Gedanke, eine Sache gemeinsam zu verwenden und gleichzeitig gemeinsam tätig zu sein, wird positiv hervorgehoben. Etwas zu geben, simultan aber nicht unbedingt etwas zurückzubekommen, wird als befriedigender Zustand angesehen:

„Dieses Teilen finde ich auch sehr befriedigend. Es ist einfach schön, wenn man jemand anderem etwas geben kann und nicht immer nur etwas nimmt oder etwas zurückbekommt. Das ist, finde ich, bei allen Bereichen das Prägende!“ (P1, 3:55).

Ausdrücklich erwähnt wird zudem die Tatsache, dass Gemeingüter eine Ersparnis darstellen. Sich eine Ressource schonend zu teilen, bedeutet auch einen finanziellen Polster aufzubauen, weil sich die Kosten für alle minimieren. Der Nutzen ist überdies wesentlich höher als die zu erbringende Investition; wie auch P1 versichert:

„Ich finde, man profitiert von diesen Dingen mehr als man investieren muss! Für mich ist der Nutzen immer höher – bezogen auf Kosten-Nutzen. Die Kosten minimieren sich im Prinzip ja auch für alle.“ (P1, 3:57).

Gemeinschaftsgüter bieten außerdem die Möglichkeit, sich auf jemanden verlassen zu können sowie das Wissen, nicht immer alles alleine schaffen zu müssen. Zum einen lehren sie also das Vertrauen, zum anderen das Zutrauen. Dafür ist es von Vorteil, wenn man sich in die anderen Menschen hineinversetzt und durch gegenseitige Zugeständnisse Übereinkunft erlangt. Den Gesprächsbedarf zu decken und in ein Thema genügend Zeit zu investieren, um es positiv anzugehen, sind ebenfalls wichtig.

Das Bewusstsein darüber, nicht alles besitzen zu müssen und dadurch trotzdem zu gewinnen, ist ein wesentlicher Aspekt. Diese Lebenseinstellung des Teilens

erlangt man mit der Zeit durch positive Erfahrungen damit und mit der Gesellschaft.

„Man schärft den Blick dafür und gibt die Idee auf, dass man etwas besitzen muss, um es wertschätzen zu können oder um davon profitieren zu können. Das resultiert im Endeffekt in einem Respekt gegenüber allem! Auch Respekt gegenüber der Umwelt und Pflanzen und allem Möglichen. Ich denke, das braucht einfach Zeit! Man muss auch durch kleine Sachen positive Erfahrungen mit dem Teilen und der Gemeinschaft sammeln, um sukzessive die Illusion aufzugeben, dass man irgendetwas besitzen kann oder dass etwas schöner ist, wenn man es besitzt.“ (P12, 14:38).

Laut den Aussagen der befragten Personen ist es noch dazu ratsam, den Ehrgeiz ein wenig herunterzuschrauben, also nichts Wirklichkeitsfernes zu verlangen. Ist man sich dessen bewusst, dass die Leute Unterschiedliches machen und auch die Berechtigung dafür haben, trägt man zum Erhalt von Gemeinschaftsgütern – wie z.B. Gemeinschaftsgärten – bei. Funktionieren können solche Einrichtungen überdies bloß, wenn man Liberalität zeigt; wie folgendes Zitat erläutert:

„Es kann nur funktionieren, wenn man großzügig denkt und nicht so auf seinen Sachen sitzt. So gesehen kann man natürlich sagen, es ist eine gute Schule! Ohne diesen großen Anspruch: „Das gehört mir und ich habe das Recht drauf!“ (P14, 16:46).

Auch das voneinander Lernen ist ein positiver Faktor, der durch das Teilen hervorgebracht wird. Noch dazu hat das Bewirtschaften eines Gemeingutes auch für die Umgebung einen erfreulichen Effekt, weil etwas an die Kommune abgegeben wird, wie P5 meint:

„Ich finde, das alles wirkt sich positiv auf die Umgebung aus! Denn alle arbeiten etwas in diesem Garten. Man gibt damit auch etwas an die Gemeinschaft ab – ob die Gemeinschaft will oder nicht!“ (P5, 7:44).

Die Gärtnerinnen und Gärtner geben ferner an, dass es notwendig ist, sich zu koordinieren, abzustimmen, die eigenen Interessen auch hinten anzustellen und Kompromisse einzugehen. Hintergedanke sollte daher stets die friedliche Nutzung sein, um von der gebotenen Vielfalt eines Gemeinschaftsguts zu profitieren. Leute, die sich dabei weniger engagieren und geringeren Aufwand betreiben, trotzdem aber den vollen Ertrag einstecken wollen, sind immer vertreten. Wichtig ist daher, dass die Gruppe stark genug ist, um diese mitzutragen.

„Man „riskiert“ dadurch auch, dass es Leute gibt, die als Mitläufer agieren. Die zwar brav nehmen, aber vielleicht weniger investieren als andere. Das finde ich aber nicht schlimm! Das sehe ich ein bisschen so wie in der Gesellschaft: Die Gesellschaft muss einfach stark genug sein, solche Leute mitzutragen.“ (P1, 3:60).

Wiederholt werden als Beispiele für Gemeingüter Wohnungs- bzw. Hausgemeinschaften, City Bikes oder Car Sharing genannt. Die InterviewpartnerInnen sehen in diesen Modellen auch einen wichtigen sozialen Aspekt, der die Möglichkeit mehrfacher Nutzung eines Objekts für viele Menschen bietet:

„Bezüglich Car Sharing und City Bikes sind das alles Tendenzen, die total wichtig sind. Ich denke, die haben auch einen sozialen Aspekt, der auch wichtig ist. Wenn viele Leute zusammenleben, muss man sich auch ein Modell ausdenken, um noch mehr Nutzen zu haben – außer dem eigenen Besitz. Das finde ich schon! Das ist sicher auch ein großer Teil von so einem Garten mitten in der Stadt.“ (P14, 16:48).

Erfahrungen, die durch das Zusammenleben mit mehreren Personen gemacht werden, können gut auch auf andere Lebensbereiche umgesetzt werden. Das Begreifen, jedem seinen eigenen Raum zu lassen, niemanden total einzuschränken und Einigungen zu erzielen, um Konflikte zu vermeiden, wird besonders von P8 hervorgehoben:

„Ich habe sehr viele Jahre in einer WG gewohnt. Was man dabei lernt,

ist, dass man sich nicht zu viel in die Angelegenheiten der anderen einmischen sollte. Man soll einfach leben und leben lassen. Dann gibt es, finde ich, wenige Konflikte, wenn man nicht zu sehr in die Bereiche der anderen eingreift. Man lernt, sich mit anderen zu arrangieren. Das ist auf jeden Fall erforderlich. Das lernt vielleicht auch nicht jeder!“ (P8, 10:20).

Einige Befragte merken an, dass sie erst durch den jeweiligen Gemeinschaftsgarten bewusst mit Gemeingütern in Berührung gekommen sind. Positiv erwähnt wird dabei die Fähigkeit einer großen, zu Beginn nicht fest verbundenen Gruppe sich zu organisieren. Außerdem kann man sein eigenes Durchsetzungsvermögen testen und gleichzeitig sehen, wie viel andere einbringen, wenn man selbst Zurückhaltung übt:

„Ich habe irrsinnig viel darüber gelernt, wie es überhaupt funktioniert, dass eine größere Gemeinschaft von Leuten, die noch relativ lose zusammengefügt ist – bei der sich nicht immer die gleichen Leute treffen, also immer wieder andere, aber alle dem gleichen Verein zugehören – organisiert. Auch darüber, wie viel man mit eigenen Ideen durchkommen kann oder wie viel man selbst gestalten kann oder nicht und wie viel auch ohne einen geht.“ (P4, 6:34).

Der bewusstseinsfördernde Prozess des Teilens, unterstützt durch Gemeinschaftsgüter, wird von der Mehrheit der InterviewpartnerInnen als positive Erfahrung angesehen. Dass auf ein fremdes Gut genauso aufgepasst werden muss wie auf eigenes, wird unterdessen als selbstverständlich erachtet. Die ressourcenschonende Nutzung einer Allmende durch viele Personen, stellt für die Befragten überdies eine Ersparnis dar. Durch Respekt den Mitbetreibern und dem Gut gegenüber, kann ein harmonisches Mit- und Nebeneinander entstehen.

5.7.1 Kommunikation und Regeln für konfliktfrei bzw. konfliktbewältigend betriebene Allmende

Das Wichtigste für das konfliktfreie bzw. konfliktbewältigende Betreiben von

Gemeinschaftsgütern sind nach den mehrheitlichen Aussagen der interviewten GärtnerInnen Kommunikation und Regeln. Der Lösung, Vorbeugung und Vermeidung von Auseinandersetzungen dienen daher das Reden über sie und möglichst konsensuale Entscheidungen. Um einen Großteil der Beteiligten zufriedenzustellen, ist es deshalb notwendig, Kompromisse einzugehen.

„Kommunikation! Das ist eigentlich das, was das Wichtigste ist! Über Konflikte zu reden, darüber wie man etwas machen möchte und dass Dinge im Konsens entschieden werden oder dass Entscheidungen gemeinsam getroffen werden. Das heißt auch, dass nicht alle dem immer zu 100% zustimmen oder zu 100% einer Meinung sind oder von irgendetwas überzeugt sind, aber dass man gemeinsam Lösungen findet oder einen Kompromiss findet. Oder dass man auch einmal sagt: „Die Lösung ist jetzt nicht mein Favorit, aber ich kann damit leben!“ (P3, 5:52).

Von Bedeutung ist daher auch, mit kleinen Enttäuschungen umgehen zu können. Zusätzlich muss man beachten, dass es oft viel Zeit und Energie benötigt, Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Miteinander reden und einander zuhören sind Eigenschaften, an denen man arbeiten muss und die nicht selbstverständlich sind; wie das folgende Zitat bekräftigt:

„Man darf nicht vergessen, dass man Zeit investieren muss! Man darf nicht denken, dass es selbstverständlich kommt und sobald man gemeinsam eine Idee anhängt, diese dann auch gemeinsam funktioniert. Man muss einfach Zeit und Energie investieren, um Gespräche miteinander zu führen.“ (P12, 14:42).

Klar vereinbarte Regeln und Konsequenzen bei Missachtung sind der zweite Punkt, dem für die Befragten hinsichtlich der Konfliktlösung besondere Gewichtung hinzukommt. Sanfte Eskalationsstufen, die bei Nichteinhaltung der Regeln Anwendung finden, sind dafür notwendig.

„Ich denke mir, es muss keine großartigen Konsequenzen geben,

wenn jemand seinen Gartendienst nicht einhält. Wenn aber jemand nie am Gartendienst teilnimmt, dann muss man irgendetwas mit ihm tun können. Dann muss vorgesehen sein, wie in diesen Fällen das Prozedere ist.“ (P1, 3:63).

Trotzdem sehen einige Nutzer und Nutzerinnen auch Regeln als kritisch an, da sich ein Teil penibel daran hält, der andere Teil aber nur sporadisch. Außerdem spielt auch die Eigenverantwortung der Beteiligten eine wesentliche Rolle, um Probleme zu verhindern. P12 gibt stolz an, dass „ihr“ Gemeinschaftsgarten, gerade weil er nur gering reglementiert ist, gut funktioniert:

„Wenn ich das jetzt von uns her ableite: Meine These ist, es funktioniert gut, weil es wenige Regeln gibt. Vielleicht funktioniert es anderswo schlecht, weil es wenige Regeln gibt. Ich habe aber das Gefühl, das ist hier unser Erfolgsmodell. Möglichst wenige Regeln, möglichst viel Eigenverantwortung! Das funktioniert gut, kommt mir vor! Wenn es viele Regeln gibt, gibt es wieder viele, die sich als Hausmeister aufspielen und die Regeln überwachen müssen. Das finde ich nicht so gut! Das scheint mir das Wichtigste zu sein!“ (P10, 12:49).

Aushandlungsprozesse können zeitweise kompliziert werden, wenn zu viele Individualisten aufeinandertreffen. Spannungen können daher vermieden werden, indem man die Gemeinschaft in den Vordergrund rückt.

„Ich denke, das Wichtigste ist, dass man sich immer dessen bewusst ist, dass es um das große Ganze geht und um das Gemeinsame. Es geht nicht um das, was eine individuelle Person unbedingt stur durchsetzen will. Wenn man sich dessen bewusst ist, gewinnt man dazu auch ein bisschen Distanz, die hilft, sich in Konflikte nicht so tief hineinzuknien und sie nicht auf einer persönlichen Ebene auszutragen.“ (P4, 6:38).

Zusätzlich sehen die InterviewpartnerInnen die Abklärung über Verteilung,

Gruppenstruktur und Hierarchie als zentrales Element an, das von Vornherein beschlossen sein sollte.

„Ich denke, eine gewisse Klarheit darüber, welche Funktion und welche Aufgabe jeder Einzelne hat. Wenn man sich die ganze Zeit nicht sicher sein kann, ob es eine Hierarchie gibt oder nicht, wer die jeweilige Ansprechperson ist, wie man Schwierigkeiten bespricht und glaubt, es gibt einen, an dem man alles „heranwerfen“ kann oder es einen gibt, der für alles verantwortlich ist, dann wird es ziemlich schwierig.“ (P13, 15:48).

Vielzählig äußern die befragten GärtnerInnen jedoch auch die Meinung, dass Konflikte unvermeidbar bzw. nie ausschließbar sind. Die Lösung eines Problems bewirkt zudem oft das Entstehen eines anderen. Zum Teil kann dadurch aber auch der Zusammenhalt des Kollektivs gestärkt werden.

5.8 Gemeinschaftsgärten als zukunftssträchtige Idee begrenzt durch öffentliche Raumnutzung

Alle InterviewpartnerInnen hoffen auf eine blühende Zukunft für Gemeinschaftsgärten und erwarten sich vor allem in Wien Zuwachs. Obwohl das Thema teilweise durchaus als Modephänomen bezeichnet wird, verspricht man sich einen nachhaltigen Trend.

„Hoffentlich blühend! Ich denke nicht, dass es ein reines Modephänomen ist. Es ist in den letzten zwei Jahren aber durchaus gehypet worden. In jeder Wellnesszeitschrift findet man einen Artikel darüber. Die Idee, etwas zu pflanzen, ist anscheinend cool und irgendwie hipp. Es hat aber sicher mehr Zukunft – über das reine Lifestylephänomen hinaus.“ (P13, 15:51).

Das Interesse und der Bedarf an grüner Verschönerung der Stadt werden als groß eingeschätzt. Brach liegende Flächen sinnvoll durch einen Gemeinschaftsgarten zu nutzen, wird begrüßt, da dies zur Aufwertung der Umgebung beigetragen wird. Ferner

wird auch die Eigenschaft von Gemeinschaftsgärten genannt, die Zufriedenheit zu stärken, Menschen zu verbinden und der Entfremdung durch die Stadt entgegenzuwirken.

„Ich denke, es hat auch etwas ganz Verbindendes und fördert die Zufriedenheit der Menschen. Die Stadt wird ja sehr oft als anonymes Gebilde tituliert – alles ist so anonym usw. Solche Plätze helfen, diesen Ruf ein bisschen einzudämmen. Das denke ich schon! Ich sehe schon eine große Zukunft!“ (P14, 16:55).

Viele Menschen sehnen sich nach einem Stückchen Grün, wollen es in die Stadt hineinholen und damit ihre Wohngegend aktiv mitgestalten. Aus diesem immer größer werdenden Wunsch nach Grün ist man versucht, mehr Flächen für solche Initiativen zu finden. Gärtnern wird nicht mehr als Revolution gesehen, sondern als etwas, das dem natürlichen Wesen des Menschen entspricht. So bestätigt P6:

„Ich glaube, die Menschen wollen in Zukunft auch ihre Stadt mitgestalten. Es geht dabei weniger um einen Platz zum Arbeiten, sondern man will sich auch Lebensbereiche schaffen in der Stadt. Ich denke, gärtnern ist einfach ein wichtiger Teil des Mensch-Seins bzw. steckt es in vielen Menschen drinnen, weil es etwas Natürliches ist, etwas anzubauen. Ich habe erst unlängst (...) gehört, dass es keine Revolution ist, etwas wo hinzupflanzen, sondern dass es ganz normal ist. Ein menschliches Bedürfnis! Dem Ausdruck zu verleihen, steckt im Menschen drin.“ (P6, 8:31).

Laut Aussagen der Befragten wäre es erfreulich, wenn mehrere solcher Impulse gefördert oder zumindest nicht behindert werden. Durch diese und ähnliche Projekte der Gestaltung des öffentlichen Raums verlieren nicht nur die Leute, sondern auch die Stadt Hemmungen, Flächen an die Bürgerinnen und Bürger abzugeben. Betont wird dabei der Anstoß von unten, also durch die Leute selbst, solche Konzepte zu verwirklichen.

„Ich hoffe, dass es mehr Flächen gibt wie diese. (...) Was ich damit

meine ist, dass es Leute gibt, die als Gruppe, als Verein oder wie hier als Einzelperson ein Stück Land pachten oder besetzen. Dass es solche Möglichkeiten gibt, gemeinsam Land zu nutzen und sich zu überlegen, wie man das gemeinsam nutzen will. Und dass so etwas mehr von unten kommt, also wirklich sich die Leute zusammentun und so etwas machen. (...) Ich denke, dass dieser Lernprozess viel größer ist, wenn es von Anfang an als Gruppe passiert und gemeinschaftlich passiert und nicht, wenn es so eine Struktur ist, die von oben kommt.“ (P3, 5:58, 5:62).

Schwierigkeiten sehen die GärtnerInnen andererseits gerade in der Tatsache, dass es sich dabei um öffentliche Raumnutzung handelt. Ihr Privileg, mitten in der Stadt zu gärtnern, wollen viele nicht aufgeben. Trotzdem ist ihnen bewusst, dass die Nutzung gerecht gehandhabt werden muss und das einen Wechsel der TeilnehmerInnen erfordert.

„Auf der anderen Seite ist es schon auch ein zweischneidiges Schwert. Ich habe schon auch immer ein bisschen Bauchweh damit, wenn ich daran denke, dass wir da auf einem recht prominenten Bereich etwas Exklusives schaffen. Denn das war vorher auch eine öffentliche Fläche und jetzt ist da schon ein Zaun herum, es haben bestimmte Leute einen Schlüssel für dieses Tor, die haben dort ihr Beet und das eigentlich alles auf öffentlicher Fläche. Ich verstehe schon, dass manche sagen: „Warum ihr und warum wir nicht?“ und dass man will, dass ein Wechsel hineinkommt, und dass da nicht einmal die Idee davon entstehen darf: „Das steht mir irgendwie zu!“ Ich denke, die Idee sollte schon sein, dass möglichst viele das irgendwann einmal in Anspruch nehmen können. Sei es nur durch diesen ständigen Wechsel.“ (P1, 3:83).

Probleme bzw. Grenzen werden überdies darin vermutet, dass eine Art Privatisierung allgemein zugänglicher Flächen erfolgt:

„Da es sich hier aber eigentlich um einen öffentlichen Raum handelt,

der eigentlich irgendwie privatisiert wird, gibt es Grenzen. Auch deshalb, weil die öffentlichen Flächen gewahrt werden müssen, damit es Möglichkeit gibt für Spielplätze etc.“ (P12, 14:46).

Hinzu kommt der unentwegte Kampf um Wohnfläche, der auf unserer ständig wachsenden Bevölkerung beruht und das Begrünen von urbanem Raum zusehends erschwert, wie P3 bekräftigt:

„Es wird in Städten gleichzeitig auch immer schwieriger werden! Es wird immer so ein Kampf sein! Es ist eigentlich ein Wahnsinn, dass hier so große Flächen noch nicht bebaut sind. Der Kampf um Wohnfläche ist halt auch immer da! Und um Versiegelung von Flächen! Die Bevölkerung wächst immer weiter. Da gibt es auch viele Gegenkräfte, die sehr machtvoll sind!“ (P3, 5:64).

Dessen ungeachtet wird vorherrschend die Meinung vertreten, dass das Modell der Gemeinschaftsgärten zukunftsfruchtig ist. Den InterviewpartnerInnen ist klar, dass diese Bewegung nicht endlos wachsen kann, dennoch erhofft man sich einen Schmetterlingseffekt sowie ein Ausbreiten der Idee in anderen Formen.

5.8.1 Selbstversorgung als flächen- und zeitlich bedingt nebensächlicher Aspekt des Gärtnerns

Mehrheitlich wird ausgesagt, dass der Selbstversorgeraspekt künftig für die Bevölkerung nicht an Bedeutung gewinnen wird. Begründet wird das von den Befragten hauptsächlich mit dem städtischen Mangel an Fläche. Ergänzend wird erwähnt, dass es auch aufgrund des klimatischen und zeitlichen Aspekts kein ernstzunehmendes Ziel sein kann. Noch dazu wird betont, dass die Tätigkeit des Gärtners Wissen voraussetzt, um effektiv Ernte einfahren zu können. Der arbeitsintensive Anbau von Gemüse ist mitunter frustrierend und wird von P5 als Sozialromantik klassifiziert:

„Nur, weil man es braucht, heißt das noch lange nicht, dass es gleich funktioniert! Es ist auch ein bisschen Sozialromantik: „Ich ziehe mir da

mein eigenes Gemüse!“ (P5, 7:67).

Hervorgehoben wird von den InterviewpartnerInnen zusätzlich, dass es einen Schritt zurück in Richtung Vergangenheit bedeuten würde, wäre dieser Aspekt vordergründig. Verglichen wird die Notwendigkeit dieses Faktors daher einerseits mit der Nachkriegssituation, andererseits mit einer lange zurückliegenden, früher dominierenden Spezialisierung auf Landwirtschaft.

„Das wäre eine Entwicklung in Richtung früher, als die Arbeit geteilt wurde und eine Spezialisierung auf Gemüseanbau oder landwirtschaftliche Produkte stattgefunden hat. Wenn das jeder für sich selbst macht, wäre das nicht gut. Ich glaube, da gibt es keine Zukunft!“ (P15, 17:79).

Eine tatsächliche Abhängigkeit von der Ernte würde auch in Bezug auf den Verlust von Früchten andere Konsequenzen nach sich ziehen, da immer wieder Gemüse von den Beeten der GemeinschaftsgärtnerInnen gestohlen wird. Da es die meisten jedoch aus Vergnügen an der Sache betreiben, freuen sie sich zwar nicht darüber, können es aber leichter akzeptieren:

„Bei uns sind schon auch Sachen aus dem Beet gestohlen worden. Wenn ich darauf angewiesen bin, kann ich darauf nur sauer sein oder dann möchte ich das wahrscheinlich unbedingt verhindern. So denke ich mir einfach: „Freut sich halt jemand an der Gurke! Ist halt so!“ Sicher freut es mich nicht, aber ich kann es akzeptieren und ich weiß, ich bin nicht davon abhängig. Wenn das so wäre, denke ich, würde ganz, ganz viel von diesem Gedanken verloren gehen!“ (P1, 3:87).

Laut den überwiegenden Aussagen der befragten Personen steht der Selbstversorgeraspekt daher im Hintergrund. Blickpunkt ihres Interesses ist primär die Erhöhung der Lebensqualität sowie die Bewusstseinsbildung. Den Gärtnerinnen und Gärtnern geht es um die Beziehung zur Natur, zur Umwelt und zur Nachhaltigkeit – besonders dann, wenn Kinder Teil ihres Lebens sind. Auf die Herkunft von Obst und Gemüse zu achten, bedeutet einen Schritt zu bewusstem

Konsum. Überdies herrscht die Meinung, dass Lebensmittelskandale zur Beunruhigung beitragen und dem durch selbst gezogenes Gemüse vorgebeugt werden kann, das noch dazu geschmacklich nicht zu übertrumpfen ist. Die Leute schätzen ferner die Verbindung zur Natur, zu ihren Kreisläufen und wollen die ökologischen Zusammenhänge verstehen.

„Ich denke, es sind mehrere Aspekte, die da sehr wichtig sind! Mehr noch als die reine Versorgung mit Lebensmitteln, ist es auch das Bewusstsein und die Wertschätzung für die Lebensmittel. (...) Dass eigene Äpfel, die halb so groß sind und ein bisschen schrumpelig, viel besser schmecken als vieles, was man im Supermarkt kaufen kann. (...) Einfach diese ökologischen Zusammenhänge zu begreifen und das Bewusstsein für diese Prozesse zu stärken. (...) Dieses Bewusstsein wieder zu bekommen und diese Wertschätzung von den Prozessen und von dem, was wir von der Natur bekommen, ist eigentlich das Wichtigste bei Gemeinschaftsgärten und Gärten in der Stadt (...).“ (P3, 5:72, 5:70).

Selbstversorgung durch urbane Gärten wird von einigen obendrein als reine Wohlstanderscheinung und Luxus angesehen. Dieser Aspekt wird als nicht notwendig und für das Instrument der Gemeinschaftsgärten als nicht erbringbar beurteilt. Trotzdem sieht man teilweise Potential in dem Modell der Eigenversorgung, die aufgrund der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung ein mögliches Szenarium sein könnte.

5.8.2 Gemeinschaftsgüter in Zukunft

Die InterviewpartnerInnen hoffen, dass die Zukunft Gutes für Gemeinschaftsgüter bringt. Zum einen, weil durch sie mehr Gemeinschaftlichkeit entsteht, zum anderen, um gegen den Privatisierungstrend zu wirken. Die kollektive Nutzung von Gütern sieht ein Großteil als Bereicherung. Zudem wird die Auffassung vertreten, dass Allmende im engen städtischen Umfeld beinahe unumgänglich sind. Dieses Potential wird noch zu wenig genutzt und kann mit der Zeit durch Engagement wachsen; wie das folgende Zitat bekräftigt:

„Im städtischen Umfeld ist das generell wichtig. (...) Überall, wo Menschen auf sehr engem Raum zusammenleben. Es ist auch ein Potential, das meiner Meinung nach momentan noch viel zu wenig genutzt wird. Es bräuchte eben Engagement! Das wird auch nicht von heute auf morgen funktionieren! Man braucht dazu einige Leute, die engagiert sind und eventuell als Multiplikatoren wirken, die nur einen kleinen Anstoß brauchen, um Nachbarn zu aktivieren. Dann wäre in diese Richtung sehr, sehr viel möglich!“ (P2, 4:39).

Zu zeigen, dass gemeinschaftliche Verwendung funktionieren kann und man sich in seiner Besitzanschaffung zügeln sollte, ist den InterviewpartnerInnen zudem ein Anliegen. Viele würden es begrüßen, wenn untereinander mehr Vernetzung stattfinden und sich der gemeinsame Nutzungsgedanke vervielfachen könnte.

„Vielleicht tragen sich ja auch andere Dinge fort, die man untereinander austauscht. Vielleicht kann sich ja auch dieser gemeinsame Nutzungsgedanke ein bisschen multiplizieren!“ (P7, 9:71).

Aufgrund der heutzutage enormen Mobilität sowie Flexibilität gewinnt Gemeinschaft zusehends wieder an Bedeutung. Der Zusammenschluss mit anderen und die Selbstorganisation spielen dabei für viele eine wichtige Rolle. Auch der umwelt- und ressourcenschonende Aspekt, hervorgebracht durch mehrfache Nutzung, wird immer wieder hervorgehoben. Denn dient ein Gut bzw. Gegenstand nicht nur dem einmaligen Gebrauch, muss weniger oft Neues produziert werden, da es länger im Kreislauf bleibt.

Die Befragten sehen nicht nur den Bereich der Gemeinschaftsgärten als erweiterbar an, sondern erwähnen vielfach, dass auch das Teilen von Autos, Rädern und Wohnungen in dieser Hinsicht ausbaufähig ist.

„Ich kann mir vorstellen, dass sich Car Sharing in der Stadt ein bisschen mehr durchsetzen wird. Das kommt natürlich auch wieder auf die Parkraumbewirtschaftung an. Es gibt mehrere Aspekte, warum

man sich in der Stadt kein eigenes Auto kauft.“ (P5, 7:74).

Einige äußern überdies, dass Eigeninitiative und Kommunikation als Glied einer Bottom-Up Bewegung zur Vermehrung von Gemeingütern führen können.

„Dass sich Leute vernetzen, zueinander finden, miteinander kommunizieren (...) und als Bottom-Up Bewegung etwas erreichen. Also nicht Top-Down, dass eine Organisation oder staatliche Struktur da ist für alle (...), sondern dass man eine Struktur hat, bei der sich Leute als Individuen aus unterschiedlichen Interessen zusammentun, es zu einer Gemeinschaft kommt und diese Gemeinschaft etwas zusammen will (...).“ (P13, 15:64).

Außerdem wird der Aspekt der Leistbarkeit hinsichtlich eigener Güter von manchen erwähnt. So äußert P12 die Meinung, dass Allmende für arme genauso wie für reiche Personen interessant sein werden und begründet es mit folgendem Zitat:

„Insofern wird es wahrscheinlich eher in die Richtung gehen, dass man Gemeinschaftsgüter schätzt, wenn man sich die eigenen Güter nicht leisten kann (also sie selbst zu besitzen). Ich denke, Gemeinschaftsgüter können für die sehr Reichen und die sehr Armen sein. Eben aus denselben Gründen, weil man sich einen eigenen Besitz erst einmal leisten können muss oder auch, dass wenn man schon alles hat, man vielleicht doch wieder zu den Grundlagen zurückkommt.“ (P12, 14:54).

Die interviewten Gärtner und Gärtnerinnen wünschen sich, dass mehr Gemeinsames initiiert wird, von dem alle profitieren. Auch, wenn die Mehrheit auf größere Impulse von Gemeinschaftsgütern hofft, bleibt Skepsis erhalten. Sich eine gemeinsame Sache zu teilen, ruft ständig Konflikte hervor. Außerdem wird betont, dass gewisse Gesellschaftsschichten Eigentum und Luxus dem kollektiven Teilen vorziehen. Daher werden Gemeingüter wahrscheinlich eher dann geschätzt werden, wenn man sich den Besitz eigener Güter nicht leisten kann. Dazu wird erwähnt, dass individuelle sowie politische Strukturen immer weiter wachsen

werden und sich dem gemeinschaftlichen Gut in den Weg stellen könnten.

6. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Der abschließende Teil dieser Arbeit unterbreitet zunächst eine Zusammenfassung. Im Anschluss werden aus den gewonnenen Erkenntnissen Schlussfolgerungen gezogen.

Die Forschungsfrage dieser Studie untersucht die Nutzungsaspekte von Gemeinschaftsgärten in Wien. Der Fokus liegt dabei auf dem Aspekt der Selbstversorgung. Außerdem soll eruiert werden, ob eine erfolgreiche Bewirtschaftung von Gemeingütern und eine damit zusammenhängende vernünftige Nutzung von Allmenderessourcen möglich ist.

Im Zuge dieser Studie wurden 15 Interviews geführt. Die Auswertung der transkribierten Interviews erfolgte mittels der Inhaltsanalyse unter Einsatz der ATLAS.ti © Software. Die Daten bieten eine Veranschaulichung der von den in Wiener Gemeinschaftsgärten mitwirkenden Gärtnerinnen und Gärtnern geäußerten Meinungen.

Anhand der Ergebnisse zeigt sich, dass die Mehrheit der befragten Personen den durch urbane Gärten gebotenen Selbstversorgeraspekt für unwichtig und nicht realistisch hält, obwohl hauptsächlich der Gemüseanbau zur Nutzung motiviert. Diese Meinung lässt sich einerseits auf die zu geringen Flächen zurückführen, andererseits auf den damit verbundenen zu hohen zeitlichen Aufwand. Viel wesentlicher als das eigene Versorgtwerden sind für die Betroffenen die gesteigerte Lebensqualität und der bewusstseinsfördernde Prozess, hervorgerufen durch den städtischen Gemüseanbau. Diese Anschauung steht im krassen Gegensatz zu Gemeinschaftsgärten amerikanischer Städte, die vorwiegend der Bereitstellung von Lebensmitteln bzw. Vorräten dienen (Kongs, 2011). Da diese im Unterschied zu jenen in Wien aber größtenteils in Low Income Gegenden angelegt werden, fällt der Vergleich im Speziellen schwer (Kongs, 2011). Überdies ist eine Versorgung mit qualitativ erstklassigen Nahrungsmitteln durch Märkte und Supermärkte in Wien (bzw. Österreich) gewährleistet (Österreichisches Lebensministerium, 2013). Konträr dazu sind in vielen abgewirtschafteten Städten Amerikas Fastfood-Lokale und Tankstellen-Shops Lieferanten für

ernährungswissenschaftlich schlechtplatzierte Nahrungsgüter (Braun, 2011). Die daraus resultierende „grüne“ Selbsthilfe-Strategie der Bevölkerung betont die Wichtigkeit des Gärtnerischen als Indikator kritischer Zustände (Krasny, 2012).

Obwohl etwa das Österreichische Lebensministerium (2013) die einwandfreie Qualität heimischer Nahrungsmittel beteuert, die inländische Lebensmittelpolitik vorrangigen Wert auf biologische sowie regionale Nahrungsgüter legt und der Grad der Eigenversorgung Österreichs bei Gemüse 68% und bei Obst 56% beträgt, zweifeln viele Befragte Herkunft und Beschaffenheit der angebotenen Ware an (Statistik Austria, 2013). Aus diesem Grund wird vermehrt hervorgehoben, dass Obst und Gemüse aus dem „eigenen“ Garten bevorzugt wird, weil man Sicherheit über Ursprung und Behandlung jener hat und somit ein Bezug zu den selbst gezogenen Lebensmitteln aufgebaut wird. Der Umgang mit eigens angebauten Früchten erfolgt zudem viel sorgsamer als mit gekauften. Trotzdem liegt der Fokus der neuen Gemeinschaftsgartenmodelle für die Nutzer und Nutzerinnen nicht in der Bedarfswirtschaft und ihrer Erträge (Jungblut, 2012). Vielmehr stehen das Verstehen der natürlichen Kreisläufe und Zusammenhänge und das Weitergeben dieser an die nächste Generation im Mittelpunkt. Neue Gemeinschaften zu schaffen und zu stärken motiviert überdies zur Teilnahme an den grünen Projekten (Jungblut, 2012). Anreiz dazu bieten auch das Verlangen, in der Erde zu wühlen und Verantwortung zu übernehmen (Winroither, 2012). Die Befragten merken außerdem an, dass der Wunsch nach mehr Gemeinschaft bzw. Kontakt mit AnrainerInnen oft ausschlaggebend für ein Mitwirken ist.

Basierend auf der allgemein geäußerten Zufriedenheit mit den anderen Nutzerinnen und Nutzern sowie dem Funktionieren der gemeinschaftlichen Organisation, ist für die meisten ein Gemeinschaftsgefühl entstanden. Die Harmonie zwischen den teilnehmenden Personen sowie die Regelung der gesellschaftlichen Verhältnisse stellt unter anderem die Grundlage für ein gelungenes Betreiben eines Gemeinschaftsgutes dar. Selbstorganisation, Regelaufstellung und -einhaltung sowie erfolgreiche Konfliktbewältigung sind zudem treibende Kräfte, um eine Allmende effektiv aufrecht erhalten (Ostrom, 2011). Laut Ostrom (2011) bewirkt die Effizienz, mit der die Befolgung der Richtlinien erfolgt, schließlich eine gelungene oder aber missglückte

Bewirtschaftung einer Allmende. Ostrom (2011) pointiert überdies die Relevanz der Kommunikation, Energie und Kraft, um optimalen Nutzen eines Gemeingutes zu erlangen.

Hardin (1968) verneint demgegenüber eine ideale und somit vor allem ressourcenschonende Bewirtschaftung von Gemeinschaftsgütern. Er bezeichnet den Menschen als unaufhörlichen Nutzenmaximierer, der in seiner egoistischen Art nicht in der Lage ist, zu teilen.

Wie Hardin (1968) vertritt auch Gordon (1954) die Meinung, dass frei verfügbare Allmende dem Untergang geweiht sind, weil kostenfreies Vermögen von allen so lange ausgenutzt wird, bis nichts mehr davon übrig ist.

Die Problematik liegt für Hardin (1968) besonders in der steigenden Verschmutzung der Umwelt, welche etwa durch Zuführen von Abwasser und Ablagern von Abfall auf Gemeingüter ersichtlich wird. Sie lässt sich von der zunehmenden Populationsdichte herleiten, welche die Umwelt maßlos überfordert. Als logischen Ausweg aus der Misere sieht er die Abschaffung der Allmende und Senkung der Weltbevölkerung.

Ostrom (2011) ist gegensätzlicher Ansicht und meint, dass jedes Gemeinschaftsgut – wie etwa ein Gemeinschaftsgarten – von seinen Nutzern und Nutzerinnen erfolgreich bewirtschaftet werden kann. Erforderlich sind dafür klar definierte Grenzen, angepasste Aneignungs- und Bereitstellungsregeln sowie deren Überwachung, abgestufte Sanktionen bei Regelbruch und Mechanismen zur Konfliktlösung.

Die InterviewpartnerInnen sehen diese Punkte ebenfalls als wesentlich an. Besonders hinsichtlich der Lösung von Problemen werden Richtlinien und das Sanktionieren von Verstößen als notwendig erachtet. Noch größere Relevanz kommt hierbei jedoch der Konversation hinzu (Ostrom, 2011). Miteinander zu reden und Entscheidungen kollektiv zu treffen ist für eine Überzahl der Befragten für die Klärung von Konflikten maßgebend. Wichtig ist dabei auch, die Gemeinschaft in den Vordergrund zu rücken und individualistische Denkweisen auszuklammern. Zusätzlich ist es für die Befragten vonnöten mögliche Ansprechpersonen bzw. -gelegenheiten zu kennen, um Schwierigkeiten äußern zu können.

Unterschiedliche Interessensvertretungen und Auffassungen sind bei den meist großen Gruppen selbstverständlich. Darum wird vielfach betont, dass es entscheidend ist, Kompromisse einzugehen und im Wohl der Gruppe zu handeln. Das führt zu einem Stärken der Gemeinschaft und einer Ausprägung eines Wir-Gefühls, welches das Kollektiv schließlich veranlasst, im Sinne des Gemeingutes zu handeln (Ostrom, 1999).

Laut Ostrom (2011) läuft jede Allmende Gefahr, unweigerlich übernutzt zu werden. Die Problematik liegt – im Gegensatz zu Gütern der Öffentlichkeit – darin, dass die Ressource dadurch schleichend ausgebeutet wird, bis sie schließlich verbraucht ist. Aus diesem Grund ist eine adäquate Verteilung der Ressourceneinheiten unter den NutzerInnen relevant, um einer Überlastung des Gemeingutes vorzubeugen und somit die Ressource zu schonen. Von Relevanz sind dabei verantwortungsvolles sowie kollektives Handeln der Beteiligten, um Regeln über die Nutzung der Ressourceneinheit aufstellen zu können. Dadurch kann die Allmende bzw. ihre Ressource optimal geteilt und genutzt werden (Ostrom, 1999). Dieses kollektive Teilen eines Gemeinschaftsgutes empfindet die überwiegende Mehrheit als befriedigend. Gemeinsam einen Nutzen von etwas zu haben und dabei einer Tätigkeit miteinander nachzugehen, wird zustimmend erwähnt. Das gemeinsame Wirken bzw. Tun garantiert das Bestehen der Allmende und erleichtert den rücksichtsvollen Umgang mit der Ressource (Helfrich, 2009).

Noch dazu schätzen viele den Gebrauch einer Ressource in der Gruppe, da er eine Einsparung darstellt und alle davon profitieren. Die Investition wird zudem als wesentlich geringer beurteilt als der Ertrag. Da das Vertrauen und Bauen auf andere TeilnehmerInnen gestärkt wird, wird gleichzeitig die Gemeinschaft gefestigt. Dadurch kann auch ein respektvoller Umgang mit der Ressource erzielt werden, der ihren dauerhaften Erhalt sichert (Ostrom, 1999).

Häufig wird ferner ausgesagt, dass liberales Verhalten zur Sicherung solcher Einrichtungen beiträgt. Der soziale Faktor, der aus kollektiver, ressourcenschonender Nutzung resultiert, sorgt außerdem für besseres Verständnis unter den GärtnerInnen.

Mehrheitlich wird auch geäußert, dass man sich nach dem Garten richten möchte, also nach seinen Erbringungen. Viele wollen zusätzlich neue bzw. seltene Obst- und Gemüsesorten ausprobieren und ihre gärtnerischen Fähigkeiten vervollständigen. Wie auch von Isopp (2009) anführt, geht es darum, die ökologische Bewusstseinsbildung zu stärken sowie den Grad des Wohlbefindens aufzuwerten. Die Selbstversorgung durch einen Gemeinschaftsgarten wäre für die meisten GärtnerInnen ein angenehmer Nebeneffekt, ist aber größtenteils nicht ausschlaggebender Faktor der Nutzung.

Die im Rahmen dieser Studie gewonnenen Resultate legen dar, dass Ostroms (1999) Theorie von erfolgreich bewirtschafteten Gemeingütern bestätigt werden kann. Die mehrfach geäußerte Meinung der Befragten über die Wichtigkeit von Regelaufstellung und -beachtung sowie das Zurechtweisen in Etappen bei Nichteinhalten werden auch von Ostrom (1999) immer wieder bekräftigt. Die intensive Befolgung der Richtlinien sehen Ostrom (1999), wie auch ein Großteil der InterviewpartnerInnen, als richtungsweisend für ein gelungenes Betreiben einer Allmende an. Überdies unterstützt sie den friedlichen und somit überwiegend konfliktfreien Zusammenhalt der Gemeinschaft, der Garantie für ein beständiges Ressourcensystem ist (Ostrom, 1999). Das Funktionieren der Gemeinschaft, die Zufriedenheit mit den anderen NutzerInnen sowie das daraus resultierende Gemeinschaftsgefühl werden überdies größtenteils positiv hervorgehoben. Die Probleme des gemeinsamen Handelns werden außerdem als gering und zufriedenstellend bzw. rasch lösbar eingeschätzt.

Der aufmerksame und beinahe liebevolle Umgang, den die Gemeinschaftsgärten durch ihre Nutzerinnen und Nutzer genießen, widerlegt Hardins (1968) Überzeugung eines sukzessiven zu Grunde Richtens von Gemeingütern. Der Wunsch nach Grün, der durch einen urbanen Garten in unmittelbarer Nähe erfüllt wird, befriedigt die GärtnerInnen dermaßen, dass Respekt gegenüber der Ressource an oberster Stelle steht. Dem Verschmutzen der Gemeinschaftsgärten als Allmende kann aus diesem Grund nicht zugestimmt werden. Zudem scheint Hardins (1968) Theorie der Tragik von Gemeingütern etwas veraltet oder zumindest nicht mehr gegenwartsbezogen. Die in heutiger Zeit immer aktueller werdende Problematik der Umweltverschmutzung ist den interviewten Personen

offenbar bewusst und veranlasst sie zu ressourcenschonender Nutzung des Gemeinschaftsgutes. Urbane Gärten – geringstenfalls jene in Wien – können somit als musterhafte, ökologisch bewusstseinsfördernde Modelle herangezogen werden.

Der vielfach kritisierte, gleichzeitig aber auch bejahte Artikel Hardins (1968) macht trotz extrem zugespitzter Darstellung klar, dass Gemeingüter Beachtung sowie pietätvolle Behandlung verdienen. Hardin (1968) versucht begreiflich zu machen, dass die freie Verfügbarkeit von Allmenden ein potenzielles Problem darstellt, weil die Menschen viel zu sehr darauf ausgerichtet sind, sich an fremdem Eigentum skrupellos zu bedienen. Daraus resultiert auch seine ständige Betonung auf die prekäre Situation der Überbevölkerung. Denn je mehr Menschen sich an Allmenden bereichern können, desto größer ist die Gefahr der Ausbeutung jener. Die vor 45 Jahren aufgestellte Theorie offenbart trotz vieler Punkte der Beanstandung mögliche, wenn auch etwas übertriebene, künftige Szenarien. Aus diesem Grund bleibt zu hoffen, dass Gemeingüter – wie etwa Gemeinschaftsgärten – von ihren NutzerInnen stets geachtet werden, um den Erhalt ihrer Ressource zu sichern. Die InterviewpartnerInnen nennen hierbei auch mehrfach das Potential von Allmenden der bereichernden, kollektiven Nutzung und ihrer allfälligen Unentbehrlichkeit in Städten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass eine Selbstversorgung durch Gemeinschaftsgärten in Wien nicht möglich ist, die urbanen Gärten als Gemeingut jedoch effizient und ressourcenschonend bewirtschaftet werden können. Diese Studie belegt, dass die Nutzerinnen und Nutzer eines Gemeinschaftsgutes für ihren Erhalt tragend sind. Erwähnenswert ist die mehrheitliche Meinung der befragten Personen über die nicht erbringbare und zudem unrealistische Leistung einer Subsistenzwirtschaft durch Gemeinschaftsgärten, die raumbedingt als für dieses Konzept nicht verwirklichtbar erachtet wird. Auch der enorme Aufwand an Arbeit und Zeit wird mehrheitlich bemängelt. Die teilweise Verpflegung und Wertschätzung durch frische Nahrungsmittel wird jedoch hoch geachtet. Trotzdem man sich in der Hoherntezeit mit Früchten aus dem Garten sehr gut bis beinahe zu viel eindecken kann, spielt die Bedarfswirtschaft in den Wiener

Gemeinschaftsgärten nur eine untergeordnete Rolle – im Gegensatz etwa zu amerikanischen (Kongs, 2011).

Wie in zahlreichen Fallstudien von Ostrom (2011) belegt, zeigt auch diese Arbeit, dass die Menschen durch bewussten Umgang mit einer Allmende in der Lage sind, ihre Ressource auf lange Sicht zu erhalten und durch kollektives, regelkonformes Handeln Gemeingüter zu bewahren. Durch rasche sowie effiziente Konfliktlösung und dem Sanktionieren von Regelverstößen können Gemeinschaftsgüter nachhaltig betrieben werden (Ostrom, 2011). Das ressourcenschonende Teilen und Nutzen von Gemeingütern, das durch Respekt gegenüber dem Gut bzw. der Ressource sowie durch den oft starken Zusammenhalt der Gruppen gefördert wird, empfindet ein Großteil der InterviewpartnerInnen überdies als positiven und ergiebigen Effekt. Die befragten Personen legen außerdem Wert darauf zu veranschaulichen, dass alle von gemeinsamer Nutzung profitieren.

Hervorgehoben werden kann ferner die außerordentliche Zufriedenheit mit dem jeweiligen Garten und seinen Mitwirkenden, die einheitlich demonstriert wird. Die Möglichkeit, oft mitten in Wien zu gärtnern und sein eigenes Gemüse zu ziehen, wird als äußerst wertvoll und elitär angesehen. Begrüßt wird zudem, die AnrainerInnen des eigenen Bezirks besser kennenzulernen, seinen Bekanntenkreis zu erweitern und somit die Kontakte in der Wohngegend zu stärken.

Wie viele andere Kollektive sind auch Gemeinschaftsgärten ein gutes Beispiel dafür, wie viel das Handeln einzelner Personen bewirken kann und welchen Einfluss Bottom-Up Bewegungen haben. Noch dazu haben sie das Potential, nachhaltig ökologische Bewusstseinsbildung und das Entstehen von Gemeinschaften zu fördern.

Die Studie bietet einen Überblick über die Bedeutung der Subsistenzwirtschaft und Verwaltung von urbanen Gärten. Allerdings sollte angeführt werden, dass weitere Studien mit einer ähnlichen methodischen Vorgangsweise notwendig sind, um die Validität der hier dargelegten Ergebnisse nachzuprüfen.

Die Interviews wurden in dem Zeitraum von April 2013 bis Juni 2013 durchgeführt. Ein interessanter Aspekt wäre der Vergleich mit anderen Gemeinschaftsgärten Österreichs bzw. Europas gewesen, um die individuellen Sichtweisen der dort anzutreffenden Gärtner und Gärtnerinnen zu erfahren.

Literaturverzeichnis

Appel, I., Grebe, C., Spitthöver, M. (2011). *Aktuelle Garteninitiativen. Kleingärten und neue Gärten in deutschen Großstädten*. Kassel: Kassel University Press GmbH, S. 37 – 39.

Al-Kattib, J. (2011, 5. Dezember). Verständigung auf unüblichen Wegen. *Standard*. Gefunden am 18. Jänner 2013 unter: <http://derstandard.at/1331779887084/Architektur-Die-Macht-des-Gummihandschuhs>.

Al-Kattib, J. (2010, 7 Mai). Wurzeln schlagen. *Standard*. Gefunden am 18. Jänner 2013 unter: <http://dastandard.at/1271376182838/daStandardat-Wurzeln-schlagen>.

Al-Kattib, J. (2010, 21. September). Zu Fuß ins Gemüse. *Standard*. Gefunden am 18. Jänner 2013 unter: <http://derstandard.at/1285042342053/Natuerlich-essen-in-Wien-Zu-Fuss-ins-Gemuese>.

Armstrong, D. (2000). A survey of community gardens in upstate New York: Implications for health promotion and community development. *Health & Place*, 6, S. 319 – 327.

Bauer, O. (2008). Die Österreichische Revolution. Dritter Abschnitt: Die Vorherrschaft der Arbeiterklasse. §12 Der Staat und die Arbeiterklasse. *Marxists' Internet Archive*. Gefunden am 30. April 2013 unter: <http://www.marxists.org/deutsch/archiv/bauer/1923/oesterrev/12-staat.html>.

Boston Urban Gardeners (1982). *A Handbook of Community Gardening*. New York: Charles Scribner's Sons.

Braun, J. (2011, 5. Mai). Gärten in Detroit: Hier wächst die Hoffnung. *Zeit*. Gefunden am 31. Jänner 2013 unter: <http://www.zeit.de/lebensart/2011-04/detroit>.

Chi-Ho, C. (2012). Aussage zitiert in: *Standard* (2012). Czaja, W. (2012, 16. März). Die Macht des Gummihandschuhs. Gefunden am 18. Jänner 2013 unter: <http://derstandard.at/1331779887084/Architektur-Die-Macht-des-Gummihandschuhs>.

Chroniken des Kleingartenvereins Dresden „Alte Elbe – Frauensteiner-Platz“ e. V. in Kosbi, H. (2007). Geschichte des Kleingartenwesens in Sachsen. Zum 100-jährigen Jubiläum der Gründung des „Verbandes von Garten- und Schrebergartenvereinen“ 1907. *Landesverband Sachsen der Kleingärtner e.V.*

Dresden, S.190. Gefunden am 26. April 2013 unter: http://lsk-kleingarten.de/100_Jahre_LSK_Buch/Seitenlayout/00192.html.

Czaja, W. (2012, 16. März). Die Macht des Gummihandschuhs. *Standard*. Gefunden am 18. Jänner 2013 unter: <http://derstandard.at/1331779887084/Architektur-Die-Macht-des-Gummihandschuhs>.

Fernsebner-Kokert, B. (2011, 22. August). Die Stadt fördert junges Gemüse. *Standard*. Gefunden am 18. Jänner 2013 unter: <http://derstandard.at/1313024837451/Wien-Die-Stadt-foerdert-junges-Gemuese>.

Francis, M. et al. (1994). The Healing Dimensions of People-Plant Relations: Proceedings of a Research. *Symposium Center for Design Research. Departement of Environtmental Design, Department of Environmental Design, UC Davis, CA*.

Gardner, R. (1603). *Victory Garden*.

Gartenpolylog (2009). Was sind Gemeinschaftsgärten? Gefunden am 05. Juli 2013 unter: <http://www.gartenpolylog.org/de/1>.

Gordon, H. S. (1954). The Economic Theory of a Common-Property Resource: The Fishery. *The Journal of Political Economy*, 62 (2), S. 124 – 142.

Groll, T. (2011, 3. Mai). Buddeln im Betriebsgarten. *Zeit*. Gefunden am 31. Jänner 2013 unter: <http://www.zeit.de/karriere/beruf/2011-04/firmengaerten-mitarbeiter>.

Hardin, G. (1968). The Tragedy of the Commons. *Science*, 162, S. 1243 – 1248.

Haeming, A. (2010, 6. August). Wenn Städter Wurzeln schlagen. *Zeit*. Gefunden am 31. Jänner 2013 unter: <http://www.zeit.de/lebensart/2010-08/grossstadt-gaerten>.

Hagemann, T. (2011). Aussage zitiert in: *Zeit* (2011). Groll, T. (2011, 3. Mai). Buddeln im Betriebsgarten. Gefunden am 31. Jänner 2013 unter: <http://www.zeit.de/karriere/beruf/2011-04/firmengaerten-mitarbeiter>.

Harris, R. (2003). A double irony: the originality and influence of John F.C. Turner. *Habitat International*, 27, S. 245 – 269.

Helfrich, S. (2009). Commoning! Was bitte? *Word Press*. Gefunden am 22. Juni 2013 unter: <http://commonsblog.wordpress.com/tag/peter-linebaugh/>.

Hynes, H. P. (1996). *A Patch of Eden. America's Inner-City Gardeners*. Vermont: Chelsea Green Publishing Company.

Isopp, A. (2009, 30. Mai). Kartoffelernte im Flachdachland. *Standard*. Gefunden am 19. Jänner 2013 unter: <http://derstandard.at/1242317094592/Dachbegruenung-Kartoffelernte-im-Flachdachland>.

Jungblut, I. (2012). Urban Gardening – Mit Gärten die Welt verändern. *RESET*. Gefunden am 1. Februar 2013 unter: <http://reset.to/knowledge/urban-gardening-eine-andere-welt-ist-pflanzbar?gclid=COGlo8jJILUCFQRc3godu0EARA>.

Kamleithner, C. (2009). Aussage zitiert in: *Presse* (2009). Philipp, N. (2009, 23. Jänner). Lieber am Acker als am Naschmarkt. Gefunden am 31. Jänner 2013 unter: <http://diepresse.com/home/leben/wohnen/446641/Lieber-am-Acker-als-am-Naschmarkt?from=suche.intern.portal>.

Kittelmann, E. (2009). Grabeland. *Menschen schreiben Geschichte*. Gefunden am 18. Juni 2013 unter: <http://www.menschenschreibengeschichte.at/index.php?pid=30&ihidg=10938&kid=1181>.

Kongs, J. (2011, 6. Juni). Urban Roots: Community Gardens Making a New Detroit. *Mother Earth News*. Gefunden am 26. Februar 2013 unter: <http://www.motherearthnews.com/city-farming/urban-roots-detroit-zb0z11zkon.aspx#axzz2M0n6Dtzu>.

Kosbi, H. (2007). Geschichte des Kleingartenwesens in Sachsen. Zum 100-jährigen Jubiläum der Gründung des „Verbandes von Garten- und Schrebergartenvereinen“ 1907. *Landesverband Sachsen der Kleingärtner e.V. Dresden*, S.194. Gefunden am 26. April 2013 unter: http://lsk-kleingarten.de/100_Jahre_LSK_Buch/Seitenlayout/00192.html.

Klement, J. (2012). Aussage zitiert in: *Standard* (2012). Scheller, K. (2012, 05. April). Garteln in Gemeinschaft für sich selbst. Gefunden am 18. Jänner 2013 unter: <http://derstandard.at/1333528403579/Experiment-Garten-Labor-Garteln-in-Gemeinschaft-fuer-sich-selbst>.

Krasny, E. (2012). *Hands-on Urbanism 1850 – 2012. Vom Recht auf Grün*. Architekturzentrum Wien. Wien: Turia+Kant.

Krasny, E. (2012). Aussage zitiert in: *Standard* (2012). Czaja, W. (2012, 16. März). Die Macht des Gummihandschuhs. Gefunden am 18. Jänner 2013 unter:

<http://derstandard.at/1331779887084/Architektur-Die-Macht-des-Gummihandschuhs>.

Lesebuchkreis Altenessen (1995). Schrebergärten und Grabeland. Gefunden am 18. Juni 2013 unter: <http://www.altenessen.info/kalender-1995/schrebergaerten-und-grabeland.html>.

Linebaugh, P. (2008). *The Magna Carta Manifesto: Liberties and Commons for All*. Berkley: University of California Press.

Mayring, P. (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. 11. Auflage.

Mayring, P. (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. 5. Auflage.

Müller, C. (2010). Aussage zitiert in: *Zeit* (2010). Haeming, A. (2010, 6. August) Wenn Städter Wurzeln schlagen. Gefunden am 31. Jänner 2013 unter: <http://www.zeit.de/lebensart/2010-08/grossstadt-gaerten>.

Murphy, R. (1991). Keeping a good thing going. A history of community gardeners in the US. *Green-Up Times, Newsletter of the NY Botanical Garden's Bronx Green-Up-Program*, 3, S. 1.

Obojes, P. (2011) Aussage zitiert in: *Standard* (2011). Al-Kattib, J. (2011, 5. Dezember). Verständigung auf unüblichen Wegen. Gefunden am 18. Jänner 2013 unter: <http://derstandard.at/1322872911495/Interkultureller-Garten-Innsbruck-Verstaendigung-auf-unueeblichen-Wegen>.

Österreichisches Lebensministerium (2013). Österreichischer Lebensmittelbericht. Gefunden am 13. August 2013 unter: <http://www.lebensministerium.at/lebensmittel/lebensmittelbericht/lebensmittelbericht.html>.

Ostrom, E. (1999). *Die Verfassung der Allmende. Jenseits von Staat und Markt*. Deutschsprachige Ausgabe: Schöller, E. Tübingen: Mohr Siebeck. Originaltitel (1990): *Governing the commons. The evolution of institutions for collective action*. Cambridge: Cambridge University Press.

Ostrom, E. (2011). *Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter*. Deutschsprachige Ausgabe: Helfrich, S. München: oekom Verlag.

Philipp, N. (2009, 23. Jänner). Lieber am Acker als am Naschmarkt. *Presse*. Gefunden am 31. Jänner 2013 unter: <http://diepresse.com/home/leben/wohnen/446641/Lieber-am-Acker-als-am-Naschmarkt?from=suche.intern.portal>.

Rauterberg, H. (2012, 29. Mai). Das Glück ist grün. *Zeit*. Gefunden am 31. Jänner 2013 unter: <http://www.zeit.de/2012/22/Garten>.

Roedig, A. (2012, 23. März). Die Tage der Gärtner. *Standard*. Gefunden am 18. Jänner 2013 unter: <http://derstandard.at/1332323630715/Urban-Farming-Die-Tage-der-Gaertner>.

Ruep, S. (2012, 10. Juni). Gießpaten gesucht: Salzburg als Sonnenblumen-Gemeinschaftsgarten. *Standard*. Gefunden am 18. Jänner 2013 unter: <http://derstandard.at/1338559125626/Urban-Gardening-Giesspaten-gesucht-Salzburg-als-Sonnenblumen-Gemeinschaftsgarten>.

Scheller, K. (2012, 05. April). Garteln in Gemeinschaft für sich selbst. *Standard*. Gefunden am 18. Jänner 2013 unter: <http://derstandard.at/1333528403579/Experiment-Garten-Labor-Garteln-in-Gemeinschaft-fuer-sich-selbst>.

Schmidt, V. (2009, 23. Mai). Der Garten als dörfliche Struktur. *Presse*. Gefunden am 30. Jänner 2013 unter: <http://diepresse.com/home/science/dissertation/481585/Der-Garten-als-doerflische-Struktur?from=suche.intern.portal>.

Shaw, R. (2010). Aussage zitiert in: *Zeit* (2010). Haeming, A. (2010, 6. August) Wenn Städter Wurzeln schlagen. Gefunden am 31. Jänner 2013 unter: <http://www.zeit.de/lebensart/2010-08/grossstadt-gaerten>.

Statistik Austria (2013). Versorgungsbilanzen: Versorgungsbilanzen für den pflanzlichen Sektor. Gefunden am 14. August 2013 unter: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/land_und_forstwirtschaft/preise_bilanzen/versorgungsbilanzen/.

Steinhaus, H. (1933/34). Geschichte des Kleingartenwesens in Sachsen. Zum 100-jährigen Jubiläum der Gründung des „Verbandes von Garten- und Schrebergartenvereinen“ 1907. *Landesverband Sachsen der Kleingärtner e.V. Dresden*, S.192. Gefunden am 26. April 2013 unter: http://lsk-kleingarten.de/100_Jahre_LSK_Buch/Seitenlayout/00192.html.

Stemmer, M. (2009, 18. Mai). Urbaner Grünraum, hart umkämpft. *Standard*. Gefunden am 19. Jänner 2013 unter: <http://derstandard.at/1242316160492/Urbaner-Gruenraum-hart-umkaempft>.

Stierand, P. (2010). Was sind Gemeinschaftsgärten? *Speiseräume: Stadt/Ernährung*. Gefunden am 01. Juli 2013 unter: <http://speiseraeume.de/faq-gemeinschaftsgaerten/>.

Uhlmann, B. (2010, 26. Mai). Die botanischen Brigaden. *Süddeutsche Zeitung*. Gefunden am 30. Jänner 2013 unter: <http://www.sueddeutsche.de/wissen/guerilla-gaertner-die-botanischen-brigaden-1.949338>.

United Nations (2003). The Habitat Agenda Goals and Principles, Commitments and the Global Plan Action. Gefunden am 19. Juni 2013 unter: http://www.unhabitat.org/downloads/docs/1176_6455_The_Habitat_Agenda.pdf.

United Nations (1976). The Vancouver Declaration on Human Settlements. United Nations Conference on Human Settlements. Gefunden am 19. Juni 2013 unter: <http://www.unhabitat.org/downloads/docs/TheVancouverDeclarationOnHumanSettlements.pdf>.

University of Missouri (2009). Community Gardening Toolkit. The History of Community Gardening. MP906, S. 4 – 6. Gefunden am 14. Jänner 2013 unter: <http://extension.missouri.edu/p/MP906-4>.

Warnecke, P. (2001). *Laube Liebe Hoffnung: Kleingartengeschichte*. Berlin: W. Wächter GmbH, S. 20.

Wernicke, K. (1997). Barackia. Obdachlosigkeit in Berlin. *Edition Luisenstadt*, S. 101 – 105. Gefunden am 17. Juni 2013 unter: <http://www.luise-berlin.de/bms/bmstxt97/9708gesb.htm..>

Wikipedia (2013). Allmende. Gefunden am 14. April 2013 unter: http://de.wikipedia.org/wiki/Allmende#Geschichte_und_Entwicklung.

Wikipedia (2013). Allmendegut. Gefunden am 27. Juni 2013 unter: <http://de.wikipedia.org/wiki/Allmendegut>.

Wikipedia (2013). City farm. Gefunden am 01. Juli 2013 unter: https://en.wikipedia.org/wiki/City_farm.

Wikipedia (2013). Gemein. Gefunden am 14. April 2013 unter: <http://de.wikipedia.org/wiki/Gemein>.

Wikipedia (2013). Gemeingut. Gefunden am 12. April 2013 unter:
<http://de.wikipedia.org/wiki/Gemeingut>.

Wikipedia (2013). Gemeinschaft. Gefunden am 14. April 2013 unter:
<http://de.wikipedia.org/wiki/Gemeinschaft>.

Wikipedia (2013). Gemeinschaftsgarten. Gefunden am 28. März 2013 unter:
<http://de.wikipedia.org/wiki/Gemeinschaftsgarten>.

Wikipedia (2013). Grabeland. Gefunden am 18. Juni 2013 unter:
<http://de.wikipedia.org/wiki/Grabeland>.

Wikipedia (2013). Guerilla Gardening. Gefunden am 01. Juli 2013 unter:
http://de.wikipedia.org/wiki/Guerilla_Gardening.

Wikipedia (2013). Hull House. Gefunden am 18. Juni 2013 unter:
http://de.wikipedia.org/wiki/Hull_House.

Wikipedia (2013). Kleingarten. Gefunden am 23. Mai 2013 unter:
<http://de.wikipedia.org/wiki/Kleingarten>.

Wikipedia (2013). Settlement-Bewegung. Gefunden am 18. Juni 2013 unter:
<http://de.wikipedia.org/wiki/Settlement-Bewegung>.

Winroither, E. (2012, 02. Juni). City Farm. Die Wiener Lust auf Grün. *Presse*.
Gefunden am 30. Jänner 2013 unter:
http://diepresse.com/home/panorama/wien/762728/City-Farm_Die-Wiener-Lust-auf-Gruen?from=suche.intern.portal.

Anhang

Kodierungsliste

Ebene	Code	Anzahl der Zitate
Andere NutzerInnen	Geht nicht um Zufriedenheit mit anderen	7
	Konflikte/Probleme	16
	Zufrieden wie/warum	33
Aspekte zur konfliktfreien GGüter-Nutzung	Gemeinsamkeiten	4
	Information & Bewusstsein	4
	Kommunikation	8
	Regeln & Konsequenzen	16
	Sorgsamer Umgang & Rücksicht	4
	Verständnis & Verantwortung	4
Ausgenutzt	Ja wie/warum	1
	Nein wie/warum	24
Bedeutung GGüter Zukunft	Abhängig vom Gut	3
	Gewinnen wie/warum	69
	Probleme	3
	Verlieren wie/warum	16
Erfahrungen GGüter	Welche Erfahrungen	24
	Keine Ahnung	2
	Kenntnisse	43
Gemeinschaftliche Organisation	Funktioniert wie/warum	55
	Schwächen - Gemeinschaft	7
	Schwierig	3
	Stärken - Gemeinschaft	15
	Stärken – Kommunikation & Kontakte	10
Gemeinschaftsgefühl	Ja wie/warum	57
	Keine Ahnung	2
	Nein bzw. nicht alle	6
Konfliktsituationen/Probleme	Egal/Raushalten	6
	Kommunikation	21
	Lösungswege/-versuche	15
	Schwierigkeiten	1
	Welcher Art	11
	Wenige	5
Nutzungsinteresse	Aneignung öffentlichen Raums	2
	Erholung im Freien	4
	Ernährung	3
	Gemeinschaft	4
	Gemüseanbau	10
	Grün in der Stadt	2
	Kinder	6
	Kontakte	5
	Lerneffekt	6
	Selbstversorgung	2
Nutzungsmotive	Anrainer/Bezirk	6
	Draußen sein	3
	Freunde	9
	Gemeinschaft	1
	Gemüseanbau	5
	Kinder	6
	Nähe	3

Selbstversorgeraspekt	Bewusstseinsbildung	16
	Eher Weniger	3
	Negativ	21
	Negativ - Fläche	10
	Positiv	5
	Positiv - persönlicher Gebrauch	1
	Potential	1
Selbstversorgung	Anbau	4
	Grad	38
	Nebeneffekt	2
	Wichtig	8
	Nicht wichtig	22
	Vorrat	7
Vordergrund Nutzung	Anrainer/Bezirk	3
	Erholung & Bezug Natur	6
	Gärtnern	2
	Gemeinschaft	8
	Gemüseanbau	20
	Kontakte	6
	Lerneffekt	8
	Selbstversorgung	5
Zukunft von GGärten	Bottom-Up	8
	Erhöhung der Lebensqualität	7
	Mehr andre GGüter	4
	Mehr GG/Positiv	52
	Potential GG	4
	Schwierigkeiten	11
	Top-Down	5
	Weniger GG/Negativ	3
	Herkunft der LM	8
	Wunsch nach Grün	7

Tabelle 2: Kodierungsliste (Quelle: Eigene Darstellung)

Abstract

Die Forschungsfrage dieser Studie zielt auf den Aspekt der Selbstversorgung durch Gemeinschaftsgärten in Wien ab. Erforscht werden soll außerdem, ob ein erfolgreiches Bewirtschaften von Gemeingütern unter ressourcenschonenden Bedingungen möglich ist. Im Rahmen dieser Studie wurden 15 Interviews geführt. Die Auswertung der transkribierten Interviews erfolgte anhand der Inhaltsanalyse mithilfe der ATLAS.ti © Software. Die Daten bieten eine informationsreiche Darstellung der Anschauungen der NutzerInnen hinsichtlich des Selbstversorgeraspekts. Dieser wird vor allem aufgrund des Flächenmangels als unrealistisch angesehen, trotzdem der Gemüseanbau vordergründiges Nutzungsmotiv ist. Hinzu kommt der enorme Zeitaufwand, der für eine ganzheitliche Versorgung durch selbst gezogenes Gemüse notwendig wäre. Eine viel gewichtigere Rolle spielen für die InterviewpartnerInnen eine Erhöhung der Lebensqualität sowie ökologische Bewusstseinsbildung, die sich durch das Gärtnern eröffnen. Das Teilen und Weitergeben dieser Erfahrungen mit den anderen und Verstehen der natürlichen Kreisläufe sind willkommene, erwünschte Faktoren. Der Bezug zu den Lebensmitteln, den man durch Anpflanzen und Ernten erlangt, wird als wesentlich erachtet. Die Gemeinschaft, die sich durch kollektive Interessen und Tätigkeiten ergibt, wird wertgeschätzt. Betont wird zudem das Empfinden eines Wir-Gefühls. Durch solide Kommunikation, Aufstellen und Einhalten von Regeln sowie dem Sanktionieren von Verstößen können Konflikte immer wieder gut gelöst werden. Diese Aspekte tragen unter anderem zu einem gewinnbringenden Betreiben von Gemeinschaftsgütern bei. Dafür ist außerdem ein respektvoller Umgang mit der Allmenderessource notwendig, um ihr langanhaltendes Bestehen zu garantieren. Das ressourcenschonende Teilen und Gebrauchen eines Gemeingutes wird als bereichernd und profitabel beurteilt. Der Nutzen, der sich durch gemeinschaftliches Verwenden eines Gegenstands bzw. Gutes ergibt, übertrifft zusätzlich die dafür aufzubringende Investition.

Abstract

The aim of this study is to explore different aspect of self-sufficiency in Viennese community gardens. In addition, it investigates if and how commons can be successfully managed under resource-conserving conditions. For this purpose 15 interviews were conducted. Content analysis was applied in order to analyse the transcribed interviews. The data was coded with the help of ATLAS.ti © software. Empirical findings offer an informative description of how users perceive and view the self-sufficiency aspect of community gardens in Vienna. In terms of deficiency the aspect of self-sufficiency is considered unrealistic and this despite the fact that growing of vegetables is one potential purpose for the use of community gardens. This is aggravated by the enormous amount of time that is necessary for a holistic sustenance through home-grown vegetables. According to the interviewees community gardens are there to increase the quality of life and the ecological awareness of citizens. They are seen as basis for sharing experiences and increasing our understanding of the natural cycles. The gardeners also favour the connection to food coming from planting and harvesting. The community that emerges from collective interests and activities is highly valued. The feeling of a community spirit is also emphasized. Based on solid communication, laying down and observing rules and the sanctioning of infringements conflicts can be resolved. These aspects are important in order to manage commons profitably. Besides dealing respectfully with commons it is important to ensure their long-lasting existence. Sharing and using commons resource-conserving is rated as rewarding. The benefits that result in joint use of an object or good increase the provided investment.

Lebenslauf

Sophia-Elen Jungbauer

Beruflicher Werdegang

10/2003 – 06/2013

Ordination OMR Dr. Karl Jungbauer, Angestellte

- Durchführung von Ruhe-EKG – u.a. im Rahmen von Vorsorgeuntersuchungen
- Labortechnische Bestimmung von Blutwerten
- Umgang mit dem EDV-Programm Innomed Choice
- Betreuung der PatientInnen während Infusionen
- Assistenz bei Verbandswechsel und kleinen operativen Eingriffen
- Telefondienst

07, 08, 09/2001

Imperial Hotels Austria, Arbeiterin

- Feriapraktikum im Gastronomiebereich im Rahmen der HBLA Michelbeuern für wirtschaftliche Berufe und Kulturtourismus

Akademische Ausbildung

10/2006 – 10/2013

Studium der Anthropologie an der Universität Wien

10/2003 – 10/2013

Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Wien

Schulbildung

09/1998 – 06/2003

Maturaabschluss an der HBLA Michelbeuern für wirtschaftliche Berufe und Kulturtourismus, Wien

Sprachkenntnisse

Deutsch
Englisch
Bosnisch
Französisch
Italienisch

Muttersprache
Verhandlungssicher
Grundkenntnisse
Schulkenntnisse
Schulkenntnisse

Fähigkeiten und sonstige Kenntnisse

Kenntnisse

- Microsoft Office
- Apple-Betriebssystem
- Internet
- Maschinenschreiben
- Führerschein B